

KONTINENT DER HOFFNUNG

Den Frieden gestalten

Alternativen in Lateinamerika

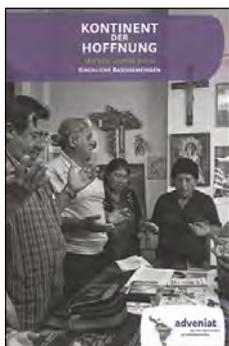
Kontinent der Hoffnung - Den Frieden gestalten - Alternativen in Lateinamerika - band 41



adveniat

für die Menschen
in Lateinamerika

In der Reihe „Kontinent der Hoffnung“ erschienen bisher unter anderem:



Mitteln unter euch –
Kirchliche Basisgemeinden
Bestellnummer KH 32



Das Wissen teilen –
Ganzheitliche Bildung in LA
Bestellnummer KH 33



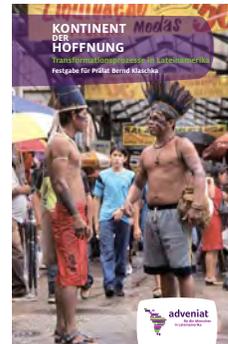
Hoffnung auf eine bessere Zukunft
Jugend in Lateinamerika
Bestellnummer KH 34



Gerechtigkeit schafft Zukunft –
Friedensarbeit in Lateinamerika
Bestellnummer KH 35



Amazonisches Tiefland – Bedroh-
te Schöpfung - bedrohte Völker
Bestellnummer KH 36



Transformationsprozesse in Latein-
amerika – Festgabe Prälat B. Klaschka
Bestellnummer KH 37



Faire und menschenwürdige Arbeit --
Der Arbeitsmarkt in Lateinamerika
Bestellnummer KH 38



Verantwortung wahrnehmen –
Jugend in Lateinamerika
Bestellnummer KH 39



Verantwortung wahrnehmen –
Nach dem Weltjugendtag in Panama
Bestellnummer KH 40

Weitere bisher erschienene Titel aus der Reihe „Kontinent der Hoffnung“:

Karibik – Auf den Spuren des Kolumbus

Guyanas – Das andere Amerika

Guatemala – Zwischen Vergangenheit und Zukunft

Ecuador – Gerechtigkeit für alle

Bolivien – Im Teufelskreis der Armut

Großstädte – Zwischen Wellblech und Beton

Brasilien – Mehr als Fußball und Favela

Mexiko – An der Grenze Lateinamerikas

Die Anden - Unterwegs zwischen Himmel und Erde

Haiti - Der Armut trotzen

KONTINENT DER HOFFNUNG

Den Frieden gestalten

Alternativen in Lateinamerika

Inhalt

Zum Geleit	3
In Frieden leben	4
Verkaufte Jugend	10
Zentralamerika nach den Konflikten: Gesellschaften auf tönernen Füßen	20
Frieden in der Fremde	28
Eine Stadt sucht Frieden	36
„Unsere Stimmen für einen gewaltfreien Amazonasraum“	44
Zukunft auf dem Land	48
Städtische Traumfänger	56
Mit erhobenen Händen	62
Reflexion einer Tragödie: Die Zerstörung des gemeinsamen Hauses	66
„Der Respekt vor der Schöpfung ist eine Voraussetzung für Frieden“	70
Lesehinweise zum Thema	74
Impressum, Autoren	75

Zum Geleit

Den Frieden gestalten – Alternativen in Lateinamerika

Viele Menschen in Lateinamerika und der Karibik träumen von einem Leben in Frieden und im Einklang mit der Natur. Doch Gewalt und Perspektivlosigkeit bestimmen ihren Alltag. Denn Mensch und Natur werden in Lateinamerika rücksichtslos ausgebeutet. Gründe für den Unfrieden sind die Schere zwischen Arm und Reich, die Diskriminierung und die systematische Benachteiligung von Minderheiten wie indigenen Völkern, von Afroamerikanern, Frauen und jungen Menschen. Ein Großteil der Menschen in Lateinamerika und der Karibik sind struktureller Gewalt ausgesetzt. Sie leiden unter Staatsversagen, Korruption, Gewalt, Hunger, Obdachlosigkeit, fehlendem Zugang zu Bildung und Gesundheitsversorgung und der rücksichtslosen Ausbeutung der Ressourcen.

Dieses Heft aus der Reihe „Kontinent der Hoffnung“ analysiert die Situation des Unfriedens und zeigt alternative Wege zum Frieden auf. Fachleute aus verschiedenen Ländern erklären Zusammenhänge, und unsere Journalistinnen und Journalisten haben Menschen auf ihrem Weg in ein friedvolleres Leben begleitet. – Zum Beispiel Guadalupe aus Bolivien: Die Reportage „Verkaufte Jugend“ beschreibt eindrucksvoll ihren Weg aus der Kinderprostitution in ein selbstbestimmtes Leben (ab Seite 11).

Bildungsprojekte, die junge Menschen von der Straße und aus der Armut holen, Friedensprojekte, die Konfliktparteien wieder an einen Tisch bringen, Menschenrechtsarbeit zugunsten indigener Völker und Landwirtschaft im Einklang mit Mensch und Natur – die Kirche unterstützt zahlreiche Initiativen in Lateinamerika

Abbildung oben:

Pater Michael Heinz SVD.

Abbildung Titelseite:

Mauricio García kann auch dank der neuen Apfelfelder in Tapacarí, Bolivien, ein friedvolleres Leben führen.



und der Karibik, die der Bevölkerung ein Leben in Frieden untereinander und mit der Umwelt ermöglichen. Ungerechtigkeiten müssen um der betroffenen Menschen willen überwunden werden. Neben der Arbeit an politischen Strukturen, Institutionen und Mechanismen ist auch Barmherzigkeit gefragt, nämlich den Opfern der Gewalt beizustehen.

Zudem sind weltweite Solidarität und verantwortliches Handeln im Alltag Grundvoraussetzung dafür, dass alle Menschen in Frieden untereinander und mit der Umwelt leben können. Für die globalen Entwicklungen tragen auch wir hierzulande Mitverantwortung. Der Klimawandel oder der Futtermittelimport aus Lateinamerika für die hiesige Fleischindustrie sind dafür nur zwei Beispiele.

Viel Freude – und Friede – beim Lesen wünscht
Ihnen

Pater Michael Heinz
Hauptgeschäftsführer
des Lateinamerika-Hilfswerks Adveniat

In Frieden leben

Impulse aus päpstlichen Schreiben und biblischen Texten

Von Dr. Martina Fornet-Ponse

„Dieser Kontinent der Hoffnung soll auch zum Kontinent der Liebe, des Lebens und des Friedens werden!“ So schrieben es die Bischöfe Lateinamerikas auf ihrer letzten Generalversammlung 2007 im brasilianischen Aparecida. Auf diesem Weg hin zu einem umfassenden Frieden sind auf dem ganzen Kontinent in den letzten Jahren viele Schritte zurückgelegt worden, nicht zuletzt durch den Friedensschluss zwischen den Rebellen der FARC und der kolumbianischen Regierung, durch die Sozialprogramme verschiedener linker Regierungen in den 2000ern oder die Aufnahme der Idee des *buen vivir*, des guten Lebens, in die Verfassungen der Republiken Bolivien und Ecuador.

Dennoch ist in den lateinamerikanischen Staaten die Gewalt mit ihren unterschiedlichen Facetten in Lateinamerika allgegenwärtig und es herrschen in fast allen Ländern große soziale Unterschiede und damit verbundener sozialer Unfriede zwischen einer kleinen reichen Oberschicht und einer armgemachten Mehrheit. Die Kirche des Kontinents und weltweit setzt sich mit vielen kleinen und großen Projekten für ein friedliches Zusammenleben ein und reflektiert die Voraussetzungen für ein Leben in Frieden. Im Weiteren werden einschlägige kirchliche Verlautbarungen sowie die biblischen Grundlagen der Idee eines friedlichen Zusammenlebens und seiner Voraussetzungen kurz betrachtet.

Laudato Si'

Papst Franziskus knüpft 2015 in seiner Sozial- und Umweltenzyklika *Laudato Si'* unter anderem an die dreifache Perspektive des konziliaren Prozesses Friede, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung sowie die Beschlüsse der Vollversammlungen des lateinamerikanischen Episkopats in Medellín (1968), Puebla (1979) und Aparecida (2007) an. Für ihn sind Friede, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung untrennbar miteinander verbunden (LS 92). Dabei ist

die Gerechtigkeit die Voraussetzung für den Frieden. Es gilt, Gerechtigkeit gegenüber allen Menschen, besonders den Armen (LS 10, 71), den künftigen Generationen (LS 159-162) sowie der Schöpfung (LS 71) zu üben. Die dahinter stehenden ethischen Prinzipien sind die vorrangige Option für die Armen, die Realisierung des Gemeinwohls sowie die Rechte aller Geschöpfe.² Alle Menschen sind dazu aufgerufen, als Hüterinnen und Hüter die Schöpfung zu bewahren im Sinne einer nachhaltigen Entwicklung und Nutzung (LS 191). Auf dieser Basis entfaltet Franziskus seinen mehrdimensionalen Friedensbegriff, der mehr ist als die Abwesenheit von Krieg (LS 225). Friede ist Friede mit sich selbst beziehungsweise innerer Frieden (LS 225), der Frieden mit dem Nächsten und die Verwirklichung der Idee des Gemeinwohls (LS 157) sowie das friedliche Zusammenleben mit allen Geschöpfen (LS 66)³. Die Zielperspektive ist hier im Anschluss an die Beschlüsse der lateinamerikanischen Bischöfe das Reich Gottes als „Reich der Gerechtigkeit, des Friedens, der Liebe und der Schönheit“ (LS 246). Da dieses Reich immer noch nicht auf Erden realisiert ist, ist es die Aufgabe von Theologie und Kirche, sich besonders für dieses Reich der Gerechtigkeit für die Armen zu engagieren⁴. Papst Franziskus erweitert die Perspektive auf die Armen und Ausgeschlossenen, da es ihm nicht nur um die Armen von heute (LS 158, 162) geht, sondern auch um die zukünftigen Armen (LS 162) und die „unterdrückte und verwüstete Erde“ (LS 2). Anknüpfend an das Zweite Vatikanische Konzil und die Sozialenzykliken früherer Päpste nennt Franziskus darüber hinaus drei Voraussetzungen für ein gelingendes Gemeinwohl: Respekt der



menschlichen Person, sozialer Friede und Verteilungsgerechtigkeit (LS 157)⁵.

Mit seiner Betonung des Gemeinwohls und der Option für die Armen nimmt Papst Franziskus einen Gedanken seiner Vorgänger Papst Benedikt XVI. und Johannes Paul II. auf, die Frieden auf die Kurzformel „Friede als Werk der Solidarität“ bringen.⁶ Solidarität ist die „feste und beständige Entschlossenheit, sich für das ‚Gemeinwohl‘ einzusetzen, d.h. für das Wohl aller und eines jeden, weil wir alle für alle verantwortlich sind“ (Enzyklika *Sollicitudo Rei Socialis*, SRS 38,6). Es geht also um die Pflicht des Menschen, Gerechtigkeit im Sinne des Gemeinwohls zu realisieren und damit um die Verbindung von Solidarität und Gerechtigkeit. Die Verbindung dieser beiden Prinzipien mit der personalen Würde eines jeden Einzelnen schlägt die Brücke zum zentralen *Theologumenon* (theologischer Lehrsatz) der lateinamerikanischen Theologiegeschichte, der vorrangigen Option für die Armen. Alle sind in einer sozialen Verpflichtung aufgerufen, die Liebe Gottes zu den Menschen und seine Solidarität in der Nachfolge Jesu zu realisieren. Das Evangelium fordert dazu auf Ausgrenzungen zu überwinden und alle zu beteiligen, vorrangig die Armen.⁷

Vor allem durch die Betonung des Respekts der menschlichen Person verweist *Laudato Si'* auf die Enzyklika *Pacem in terris* aus dem Jahr 1963 und die friedensethische Kehrtwende der katholischen Kirchen in ihrer jüngeren Geschichte. Durch das Schreiben von Papst Johannes XXIII. ist nicht mehr die Lehre vom gerechten Krieg das leitende Motiv, sondern die Menschenrechte, basierend

auf der Personenwürde eines jeden Menschen⁸. Auf der Basis dieses personalen Verständnisses erweitert die Enzyklika die Perspektive der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, die vor allem als Abwehrrechte des Einzelnen gegenüber Staat und Gesellschaft gedacht waren, um die der Pflichten der Person (PT 14-25), die in einem reziproken Verhältnis zu den Rechten stehen. Damit wird deutlich, dass die Menschenrechte in der kirchlichen Verkündigung als Teil sozialer Gerechtigkeit oder auch partizipativer bzw. kontributiver Gerechtigkeit⁹ gedacht werden, denn mit der Personenwürde ist das Recht verknüpft, „am öffentlichen Leben aktiv teilzunehmen und zum Gemeinwohl beizutragen.“ (PT 13) Und eine zweite Perspektive wird deutlich: aufgrund der Komplexität in einer vernetzten Welt sind nicht länger individuelle Appelle an Moralität und sittlich verantwortetes Verhalten des Einzelnen für ein friedliches Zusammenleben ausreichend, sondern es müssen ebenso

Abbildung Seite 5:

Friedensdenkmal „Schwerter zu Pflugscharen“ in Pasto, Kolumbien: Für das Werk des Bildhauers Rodrigo Arenas Betancur haben ehemalige Guerilla-Kämpfer der M-19 in den 1990er Jahren ihre Gewehre und Handfeuerwaffen abgegeben, die dann eingeschmolzen wurden.

die politischen und rechtlichen Strukturen, die ein friedliches Verhalten des Menschen ermöglichen, in den Blick genommen werden.¹⁰

„Und Friede auf Erden“ (Lk 2,14)

Grundlage der neuzeitlichen Reflexionen auf ein friedliches Zusammenleben sind unter anderem die biblischen Texte, vor allem das Neue Testament, in dem „Friede“ mit 92 Belegen einen Schlüsselbegriff darstellt. Die Zeugnisse der Evangelien gehen dabei in der Bedeutung des Wortes Frieden über die bloße Abwesenheit des Krieges hinaus und verbinden das griechische Wort *eirene* mit Ideen von Segen, Heil und Lebensfülle. Die kurze Grußformel „Friede diesem Haus!“ (Lk 10,5; Mt 10,12-13) geht über den zeitgenössischen jüdischen Kontext hinaus und wird zu „einer Art Kurzformel für den Anbruch des Reiches Gottes“¹¹. Die Ankündigung des Reiches Gottes und dem damit verbundenen Frieden kommt zeichenhaft und wirkmächtig in Jesu Verkündigung und Tun zum Ausdruck. Der Evangelist Lukas verortet die Geburt Jesu in einem weltgeschichtlich eschatologischen Zusammenhang, indem er in seiner Geburtserzählung in der Davidstadt Bethlehem an die alttestamentlichen Motive der Königstheologie sowie seiner messianisch-eschatologischen Weiterentwicklung¹² anknüpft. Mit der Geburt des Retters Jesu, einem konkreten geschichtlichen Ereignis, bricht für die Welt das endzeitliche Heil an, so wie es die Engel den Hirten auf den Feldern vor der Stadt verkünden. Mit der Setzung dieses messianischen Friedenskönigs wendet sich das Evangelium gegen die Vergöttlichungstendenzen irdischer Herrscher und verschiebt den Mittelpunkt der Welt vor die Tore der Stadt.¹³ Vor den Toren der Stadt lagern die Hirten, denen dieser neue Friedenskönig als ersten verkündigt wird. Die Hirten leben, teilweise bis heute, in prekären Verhältnissen – und gerade sie werden befähigt den Frieden zu verkünden, der mehr ist als die militärisch erreichte Abwesenheit von Krieg. Sie verkünden einen Friedenskönig, ein ohnmächtiges Kind in der Krippe, das im Gegensatz zum politischen Machtanspruch des römischen Imperiums mit seiner *pax romana* steht.¹⁴ Mit dieser Neukonzeption

des Friedenskönigs greift das Lukas-Evangelium die Hoffnungen auf einen messianischen Frieden des Alten Testaments auf.¹⁵ Der alttestamentliche Friedensbegriff *Shalom* ist vielfältig und hat sich im Laufe der Geschichte weiterentwickelt. Ein Reflexionsstrang ist die Idee eines messianischen Friedenskönigs, indem nicht länger die unvollkommenen irdischen Könige für den Frieden stehen sondern ein zukünftiger, vollkommen anderer König den Frieden für alle bringen wird: „Er ist gerecht und hilfreich, niedrig und gewaltfrei.“¹⁶ Die Vorstellung von diesem Friedenskönig wird mit bestehenden Vorstellungen des Königs verbunden, der Recht spricht, und damit die Völker zu einer Kultur der Kooperation führt, zu einer gewaltfreien Lösung der Konflikte und Gerechtigkeit für die Armen. So heißt es in Psalm 72, 2f.: „Er regiere dein Volk in Gerechtigkeit und deine Armen durch rechtes Urteil. Dann tragen die Berge Frieden für das Volk und die Höhen Gerechtigkeit.“ Zu der Begriffsverbindung von Gerechtigkeit und Frieden werden in einem weiteren Psalmvers die Begriffe Güte und Treue/Wahrheit als Vorboten und Grundlage des Gottesreiches zugeordnet. Diese vier Begriffe stehen weder unverbunden noch bloß harmonisch nebeneinander, sondern in einer existentiellen Beziehung: Es geht um die Liebe, ohne die Wahrheit zu verraten, und um das Sagen der Wahrheit in Liebe. Es geht um den Aufbau der Gerechtigkeit mit friedlichen Mitteln und den Frieden, der auf Gerechtigkeit aufbaut.¹⁷ Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die „messianische Vorstellung eines universalen Friedens für alle [entsteht], der dauerhaft Bestand hat, weil er auf das Fundament der Gerechtigkeit – gerade für die Rechtlosen, die Schwachen und Armen – gegründet ist.“¹⁸

Die Idee des messianischen Friedenskönigs ist verknüpft mit der Figur des leidenden Gottesknechts¹⁹ beim Propheten Jesaja. Sie ist Teil der religiösen Reflexion auf die Katastrophe des Exils und die damit verbundene neue Friedenshoffnung. Im Gegensatz zum Perserkönig Kyros, der Frieden durch Krieg schafft und erhält, gründet der Frieden und das Heil (*shalom*) des Gottesknechts (Erstes Gottesknechtslied Jes 42,1 – 9) auf Gerechtigkeit und Recht, gerade für die Schwachen. Der Gottesknecht widersagt auch allen Formen von verdeckter, gewaltsamer Herrschaftsausübung. Der Gottesknecht richtet sich mit seinem Auftrag an alle Völker (Zweites Gottesknechtslied Jes 49,1-9) und ist in seinem Tun sowohl radikal in seinem Vertrauen auf Gott als auch radikal gewaltfrei bis in den Tod (Viertes Gottesknechtslied Jes 52,13 – 53, 12). Damit wird deutlich, dass es nicht darum geht, die Gewalt einzuhegen, sondern sie durch Gewaltlosigkeit zu überwinden.²⁰

Das Exil ist für das Volk Israel die Geburtsstunde einer neuen Friedenshoffnung und dies paradoxerweise in der größten Katastrophe

„Gott hat uns ein wunderschönes Haus gegeben mit allen Ressourcen, damit wir in Frieden darin leben können. Wir müssten uns nur darum kümmern.“

**Erzbischof Pedro Kardinal Barreto Jimeno,
Huancayo, Peru**



und militärischen Niederlage des Volkes. In einem theologischen Verarbeitungsprozess gelang es diesem Volk, an seinem Glauben an einen geschichtsmächtigen Gott festzuhalten und ihn gleichzeitig in zwei Schritten weiterzuentwickeln. Zunächst wurden die Erzählungen vom Heilshandeln Jahwes in der Geschichte, das heißt vom Auszug aus Ägypten, vom Bundschluss und von der Landnahme als machtvolles Handeln Gottes in der Vergangenheit gedeutet und in einem zweiten Schritt in die Zukunft projiziert als Kontrastfolie der bedrückenden aktuellen Exilserfahrung. In seiner einzigartigen Gottesbeziehung hält das Volk gerade in einer Zeit besonderer Anfechtung den Bund mit Gott, den es in guten Zeiten mehr als ein Mal gebrochen hat. „Israel macht die paradoxe Erfahrung, dass es seinem Gott näherkam, als dieser ihm fremd wurde und es seine andere, dunkle Seite aushalten musste.“²¹ Auf dieser Basis erneuert sich der Glaube des Volkes. Hatten die Propheten vor dem Exil das Volk auf das kommende Gericht und die Zerstreung vorbereitet, so kündigen sie Heil und Frieden, shalom, durch Jahwe an, welche im Rückgriff auf die großen Heilstaten eschatologisch gedeutet werden. Nicht weniger als „der Anbruch einer endgültigen messianischen Friedenszeit steht bevor.“²² Verbunden mit diesem neuen Aufbruch ist ein radikaler Monotheismus, der im Gegensatz zur vorexilischen Zeit nicht mehr exklusiv verstanden wird, sondern die Völker der bekannten Welt integriert. Die Teilhabe am Friedensbund mit Jahwe ist nicht länger alleiniges Vorrecht Israels, sondern es ist die Aufgabe des Volkes zwischen Gott und den Völkern zu vermitteln und sie am Bund Jahwes mit dem Volk teilhaben zu lassen. Aus einem

streng monotheistischen Gottesbild entstehen folglich keine erneute Abgrenzungen und Partikularität, sondern gerade auf dieser Basis werden „universale Friedens- und Versöhnungspotentiale“²³ freigesetzt. Dies zeigt sich auch in religiösen und kultischen Fragen, die Toleranz und ein friedliches Miteinander der Völker in den Vordergrund stellen. „Der Gott Abrahams will über die vielen Völker hinaus doch ein Volk. Er ruft die Völker zur Einheit in versöhnter Verschiedenheit.“²⁴

Grundsätzlich lässt sich für das Alte Testament feststellen, dass der Begriff des Schalom alles bezeichnet, was zu einem guten und harmonischen Leben in Ganzheit und Unversehrtheit gehört.²⁵ Damit verbunden sind Vorstellungen von politisch ruhigen Zeiten, der Besitz des Landes und Fruchtbarkeit sowie Wohlergehen und Gesundheit. Außerdem lässt sich eine enge Verbindung mit den Begriffen des Segens und des universalen Heils nachweisen.²⁶ In der Zusammenschau lassen sich vier Dimensionen eines Lebens in Frieden erkennen. Die erste Dimension ist die des Friedens mit sich selbst oder auch des inneren Friedens, die sowohl in den biblischen Erzählungen als auch der Verkündigung der Kirche eine wichtige Rolle spielen. Der Frieden mit dem und der Nächsten beschreibt die zweite Di-

mension, die in sich sehr vielfältig ist. So reflektiert das Volk Israel die Katastrophe des Exils, integriert die anderen Völker in den Friedensbund mit Jahwe und bereitet in seinen Schriften den Boden für einen messianischen Friedenskönig, der den Hirten bei Bethlehem verkündet wird.

Die Kirche weist in ihrer Sozialverkündigung auf die vorrangige Option für die Armen und die damit verbundene Notwendigkeit von gerechten sowie partizipativen Strukturen und solidarischem Handeln hin. Grundlegend hierfür ist die Anerkennung der Menschenrechte. Die Brücke zwischen der zweiten Dimension und der dritten, des Friedens mit der Schöpfung, ist die Enzyklika *Laudato Si'*, in der der Schrei der Armen und der Schrei der Erde zusammengedacht werden. Es geht um den Anbruch des Reiches Gottes auf Erden, das nicht auf Kosten des Planeten realisiert werden kann. Grundlage für die bereits genannten Dimensionen ist der Friede mit Gott, der biblisch als Gott des Friedens, der Gerechtigkeit, des Heils und des Segens gedacht wird und sich in Jesu inkarniert hat, damit wir „das Leben haben und es in Fülle haben.“ (Joh 10,10) Oder wie es die lateinamerikanischen Bischöfe in *Aparecida* formuliert haben: „Der Frieden ist ein wertvolles, aber empfindliches Gut, das von allen Menschen unseres Kontinents geschützt, aufgebaut und gefördert werden muss. Wir wissen, dass Frieden sich nicht reduzieren lässt auf die Abwesenheit von Krieg, auf den Verzicht von Atomwaffen in unserem gemeinsamen Raum, selbst wenn dies bereits bedeutende Erfolge sind. Der Frieden entsteht vielmehr durch die Schaffung einer „Kultur des Friedens“, die aus einer nachhaltigen, gleichrangigen und respektvollen Entwicklung aller Geschöpfe erwächst [...] (542).

Abbildung Seite 9:

Frieden entsteht, wo Gerechtigkeit herrscht und eine die andere stützt. Für Diana Cardoso (Mitte) und ihre zwei Freundinnen ist das gelebte Selbstverständnis – gerade in ihrer konkreten und schwierigen Lebenssituation in einem Predio (ein besetzter Hochhaus-Rohbau) in Belo Horizonte, Brasilien.

Anmerkungen

¹ Aparecida 2007. Botschaft der 5. Generalversammlung des Episkopats von Lateinamerika und der Karibik (Stimmen der Weltkirche 41, hg. vom Sekretariat der Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz), Bonn 2007, S. 20

² Vgl. Andreas Lienkamp, Die Sorge für unser gemeinsames Haus! Herausforderungen der bahnbrechenden Enzyklika *Laudato Si'* von Papst Franziskus. (Linzer WiEGe-Reihe. Beiträge zu Wirtschaft – Ethik – Gesellschaft. Band 8) Linz 2016, S. 31.

³ Zu den bereits genannten Dimensionen von Frieden kommen Stabilität und Sicherheit (LS 157), die Ächtung von atomaren, biologischen und chemischen (Angriffs-) Waffen (LS 57, 104) hinzu. Vgl. Lienkamp, *Sorge*, S. 31.

⁴ Vgl. Lienkamp, *Sorge*, S. 32.

⁵ Vgl. für den ganzen Abschnitt Lienkamp, *Sorge*, S. 30-35.

⁶ Papst Benedikt XVI., Botschaft zur Feier des Weltfriedenstages am 1. Januar 2009, http://w2.vatican.va/content/benedict-xvi/de/messages/peace/documents/hf_ben-xvi_mes_20081208_xlii-world-day-peace.html (abgerufen am 13. Juni 2019); Siehe auch Papst Johannes Paul II., *Sollicitudo rei socialis*, 1987.

⁷ Vgl. Ursula Nothelle-Wildfeuer, Zivilisation der Liebe. Zu den Friedensbotschaften der Päpste seit dem II. Vatikanum. In: *Friedensfähigkeit und Friedensvisionen in Religionen und Kulturen*; Mariano Delgado, Adrian Holderegger, Guido Vergauwen (Hg.), (Religionsforum Band 9), Stuttgart 2012, S. 177.

⁸ Vgl. Ursula Nothelle-Wildfeuer, *Zivilisation*, S. 165. Siehe auch *Pacem in terris* 9.

⁹ Nothelle-Wildfeuer, *Zivilisation*, S. 170.

¹⁰ Vgl. Nothelle-Wildfeuer, *Zivilisation*, S. 171.

¹¹ Eberhard Schockenhoff, *Kein Ende der Gewalt? Friedensethik für eine globalisierte Welt*. Freiburg 2018, S. 448.

¹² Vgl. Schockenhoff, *Ende*, S. 456.

¹³ Vgl. Schockenhoff, *Ende*, S. 457.

¹⁴ Vgl. Hans-Joachim Sander, *nicht verleugnen. Die befremdende Ohnmacht Jesu*. Würzburg 2001, S. 20f.

¹⁵ Vgl. für den ganzen Abschnitt Schockenhoff, *Ende*, S. 453ff.

¹⁶ Schockenhoff, *Ende*, S. 437.

¹⁷ Vgl. Schockenhoff, *Ende*, S. 443.

¹⁸ Schockenhoff, *Ende*, S. 444.

¹⁹ Siehe auch Reinhard Feldmeier, Hermann Spieckermann, *Gott der Lebendigen. Eine biblische Gotteslehre*. Tübingen 2011, S. 293f.

²⁰ Vgl. Schockenhoff, *Ende*, S. 436.

²¹ Schockenhoff, *Ende*, S. 416.

²² Schockenhoff, *Ende*, S. 419.

²³ Schockenhoff, *Ende*, S. 420.

²⁴ zitiert nach Schockenhoff, *Ende*, S. 426.

²⁵ G. Gerlemann, *slm, genug haben*, in: Ernst Jenni, Claus Westermann, *Theologisches Handwörterbuch zum Alten Testament*, Band II, 919-935; Sp. 922.

²⁶ Rüdiger Liwak, *Friede Schalom*, in: *Das wissenschaftliche Bibellexikon im Internet*, <https://www.bibelwissenschaft.de/stichwort/26245/>, eingesehen am: 11.06.2019.





Verkaufte Jugend

Dem gefährlichen Leben auf der Straße setzt die Stiftung Munasim Kullakita in El Alto, Bolivien, Orte des Friedens entgegen – Von Christina Weise (Text) und Martin Steffen (Fotos)

Obdachlosigkeit, Zwangsprostitution, Menschenhandel. Das Leben auf der Straße ist ein Alptraum. Die Stiftung Munasim Kullakita setzt in der bolivianischen Großstadt El Alto dieser Not Orte des Friedens entgegen. Mehr als 200 Kinder und Jugendliche konnte sie bereits von den Straßen einer der ärmsten Städte der Welt holen.

Nass vom letzten Regenschauer glänzt das Kopfsteinpflaster im fahlen Licht der Straßenlampen. Es ist kühl in El Alto, der Millionenstadt auf 4.000

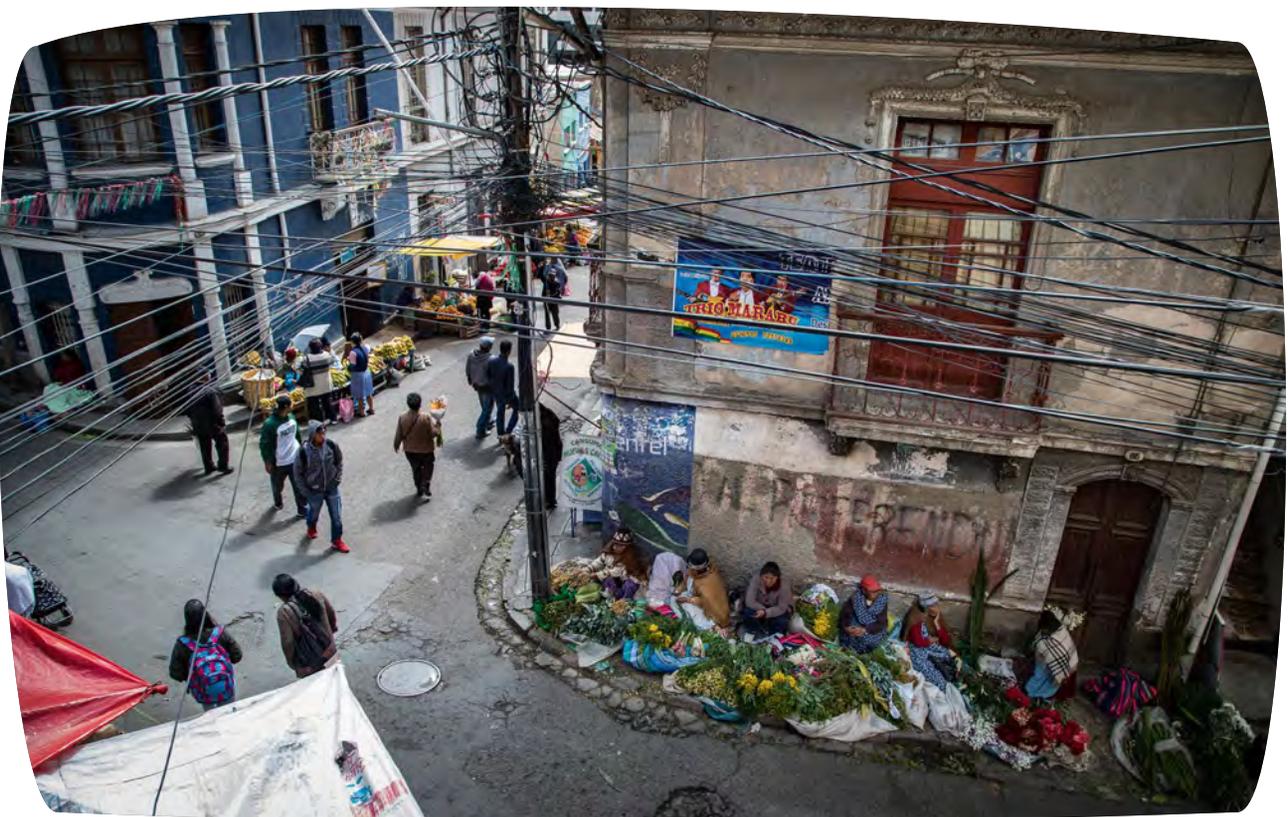
Abbildung Seite 10:

Reyna Cachi, Psychologin bei der Stiftung Munasim Kullakita, betreut Straßenkinder in den Straßen von El Alto.

Abbildung Seite 11:

Straßenszene in El Alto, Bolivien.

Meter Höhe oberhalb von Boliviens Hauptstadt La Paz. Männer, meist schnellen Schrittes allein unterwegs, tauchen aus dunklen Ecken hervor oder verschwinden in diese. Vor einem dieser von der Dunkelheit umhüllten Zugänge zu einer Seitenstraße steht Gladys. Enge Jeans, offene pinke Sweatshirt-Jacke, weißes, bauchfreies Top. Die Hände in den Jackentaschen, tippelt sie fröstelnd von einem Fuß auf den anderen, ihre Augen mustern jeden vorbeigehenden Mann. Einen Kunden braucht sie heute noch, sonst muss sie draußen in der Kälte übernachten. 50 Bolivianos die Nacht (um-



gerechnet rund 6,30 Euro, Stand: Juni 2019) kostet das einfache Zimmer in einer Absteige, das sie sich mit ihrer Freundin Jennifer teilt. Die hat aber noch zwei Kinder zu versorgen. Wenn Gladys Glück hat, kann sie 80 Bolivianos von einem Mann verlangen, dann könnte sie sich auch etwas zu essen kaufen. Frierend schaut die 27-Jährige den Männern zu, die auf der Calle 12 de Octubre unterwegs sind, einer Straße irgendwo zwischen zentraler Busstation und internationalem Flughafen. An den fensterlosen Gebäuden hängen rote oder dunkelgelbe Leuchtbuchstaben mit Namen wie Wiskeria Brandy, María Mullata II oder Cervecería Carmen. Was wie gewöhnliche Bars klingen soll, wirkt auf den allerersten Blick auch so: rechts eine Theke, links eine quadratische Tanzfläche mit Discokugel. Aber: niemand tanzt. Und: überall sind Türen. In den Wänden

Abbildung Seite 12:

Bis zu 1.500 Straßenkinder leben in El Alto.

Abbildung Seite 13:

Streetworker der Stiftung Munasim Kullakita sprechen Straßenkinder in El Alto an.

unten genauso wie oben auf der Galerie. Männer schlendern daran vorbei, immer im Uhrzeigersinn. Bei offenen Türen halten sie kurz inne oder treten ein, andere reihen sich in Warteschlangen ein. Hinter den nummerierten Holztüren steht ein Bett, darauf liegt eine in Dessous gekleidete Frau – oder ein Mädchen. Je jünger, desto länger ist die Schlange der Männer vor der Tür. Kinder und Jugendliche kommen im Durchschnitt auf 15 Freier pro Nacht. Für die Zuhälter ist es ein gutes Geschäft: 150 bis 300 Bolivianos können sie verlangen, eine Jungfrau kostet 500 bis 700.

Gladys verschwindet mit einem Mann in der kalten Dunkelheit. Er ist schon älter und taumelt stark, stützt sich auf ihre Schultern. Auf 60 Bolivianos hat sie ihn handeln können, mehr war nicht drin. Gladys ist zu alt und zu sehr vom Leben auf der Straße gezeichnet. Ein beißender Geruch umgibt sie, das kommt von dem Lösungsmittel, das Gladys schnüffelt. Die 100-Milliliter-Plastikflasche mit der durchsichtigen Flüssigkeit steckt in ihrem BH. Manchmal benötigt sie bis zu vier Fläschchen am Tag, eins kostet 20 Bolivianos. „Ich brauche das, um nichts zu spüren, nichts zu fühlen. Ich nehme jeden Mann. Sie wollen mich küssen und überall anfassen. Andere beschimpfen mich, weil ich diese Arbeit mache“, sagt sie mit brüchiger Stimme. „Dabei mache ich es ja nicht, weil ich es will, sondern weil es die schnellste Art ist an Geld zu kommen. Es ist einfach nur schrecklich, so schrecklich.“ Seit Gladys acht Jahre alt ist, lebt sie auf der Straße. Seit ihre Mutter sie verstoßen und ihr



Vater sie hier ausgesetzt hat. Seitdem nimmt sie Drogen und prostituiert sich. Nur durch Glück blieb sie als Kind von der Zwangsprostitution in den Bordellen verschont.

Wie Gladys geht es vielen Kindern und Jugendlichen in El Alto, der Millionenstadt oberhalb von La Paz, einer der ärmsten Städte der Welt. Nach Zahlen der Staatlichen Universität von El Alto leben hier 300.000 Menschen in Armut. Wie viele Straßenkinder es gibt, ist unklar. Schätzungen reichen von 500 bis 1.500. Für das Jahr 2017 meldete die Ombudsstelle für Kinder und Jugendliche in El Alto allein 512 unter Fünfjährige ohne Familie, sie wurden verstoßen oder sind geflüchtet. Auf der Straße sind Kinder und Jugendliche hochgradig gefährdet und jeder Form des Missbrauchs ausgesetzt: Kinderarbeit, Drogenkonsum, sexuelle Ausbeutung. Viele verkaufen ihren Körper, um ein wenig Geld für Essen und einen Schlafplatz zu verdienen. So wie auch Guadalupe. Die heute 21-Jährige erinnert sich nicht gern daran. Ihre Stimme wird dann ganz leise, sie nuschelt, verschluckt die Konsonanten. Mit 11 Jahren floh sie vor den brutalen Schlägen ihrer Mutter auf die Straße. Immer wieder wurde sie aufgegriffen und zur Polizei gebracht. Von dort kam sie in 24-Stunden-Heime, eine staatliche Anlaufstelle für Waisen und Straßenkinder oder für Kinder, deren Eltern Drogen- oder Alkoholprobleme haben. In der Regel bleiben die Kinder drei Tage und werden dann an andere Stellen vermittelt, oder in ihre Familien zurückgeschickt. Guadalupe floh. Weil sie schlecht

behandelt wurde, aber vor allem aus Panik vor ihrer Mutter. Die machte ihr mehr Angst als die Straße. Dort trank sie und schnüffelte Lösungsmittel. Wegen der Kälte, des Hungers, der Männer.

„Die Straße ist ein Kriegsgebiet. Dort bist du immer in Gefahr, kommst nie zur Ruhe“, sagt Reyna Cachi Salamanca. Sie ist Psychologin bei der Stiftung Munasim Kullakita, was auf Aymara „Liebe dich selbst, kleine Schwester“ bedeutet. Getreu diesem Motto werden hier Mädchen aufgefangen und gefördert, damit sie zu selbstbewussten jungen Frauen heranwachsen. „Unser Ziel ist es, die Mädchen zu stärken und in die Gesellschaft zu reintegrieren,“ erklärt Reyna. Täglich gehen Streetworker zu den Straßenkindern. Sie sprechen mit ihnen über die Risiken, denen sie sich auf der Straße aussetzen, über ihre Rechte, die Hilfe, die sie ihnen anbieten können und laden sie in den „Offenen Raum“ im Zentrum von Munasim Kullakita ein. Dort können sie kochen, waschen, an Aktivitäten teilnehmen und ihnen werden Wege von der Straße aufgezeigt. Wie das Mädchenhaus von Munasim Kullakita, das von dem Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unterstützt wird und dessen Direktorin Reyna ist. Zwölf Mädchen zwischen zehn





und 18 Jahren leben dort, alle haben Schlimmes erlebt: Entführungen, Zwangsprostitution, Vergewaltigungen. Das Haus bietet ihnen eine sichere, geborgene Umgebung, einen geregelten und durchstrukturierten Alltag und gleichzeitig Freiheiten. Sie besuchen eine normale Schule, haben Hobbys und treffen Freunde. „Bei uns im Haus kommen die Mädchen endlich zur Ruhe und finden ganz langsam ihren inneren Frieden“, sagt Direktorin Reyna.

Bei ihren täglichen Runden durch das chaotische Zentrum von El Alto sind die Streetworker auf das dünne junge Mädchen mit den wachen Augen und dem schüchternen Lächeln aufmerksam geworden. Immer wieder trafen sie Guadalupe, bauten langsam Vertrauen zu ihr auf und erzählten von dem Mädchenhaus. Guadalupe wollte dort hin, aber sie schaffte es zuerst nicht, sich durchzusetzen gegen die Angst, die Sucht, den Freiheitsdrang. Zwei Mal ist sie weggelaufen. Niemand wird gezwungen in das Haus zu gehen oder dort zu bleiben. Guadalupes Rettung war ihr älterer Sohn German. Als sie mit 15 Jahren wieder ins Mädchenhaus kam, erfuhr sie bei den obligatorischen psychologischen und medizinischen Untersuchungen, dass sie schwanger war. Zuerst wollte sie weglaufen,

Abbildungen Seite 14:

Fußballspiel im Hogar Munasim Kullakita (links).

Gladys (27) lebt seit ihrem achten Lebensjahr auf der Straße (rechts).

Abbildung Seite 15:

Guadalupe, ein ehemaliges Straßenkind, mit ihrem Sohn German.

dann entschied sie, zu kämpfen. Sie arbeitete hart, um Kind, Nebenjob und Schule zu schaffen. Nicht jedem Mädchen gelingt es, die Disziplin aufzubringen, viele landen wieder auf der Straße bei den Drogen.

Dort wo Gladys ist. Auch sie hat einen kleinen Sohn, Mateo, viereinhalb Jahre alt. Seit zwei Jahren lebt er bei ihrer Schwägerin, seitdem Gladys das Gefängnis verlassen hat, in dem sie mit Mateo und dessen Vater zwei Jahre lebte. In einigen bolivianischen Strafanstalten ist es üblich, dass die Häftlinge mit ihrer Familie in einer Art Gefängnisdorf leben. „Da sind nur gefährliche Männer, viel Gewalt. Es war schlimm.“ Ihre Gesichtszüge verhärteten sich. Auch im Gefängnis war Gladys gezwungen, sich zu prostituieren, aber sie bevorzugt die Straße.

Der Vater ihres Sohnes wurde zu einer lebenslangen Haftstrafe verurteilt, manchmal besucht sie ihn. Viel lieber würde sie Mateo sehen, aber ihre Schwägerin lässt das nicht zu. Wenn Gladys an ihn denkt, werden ihre Gesichtszüge für einen kurzen Augenblick weicher, ein seltenes, schwaches Lächeln umspielt ihre Lippen. Es wird von schmerzlichen Erinnerungen abgelöst, Tränen schießen ihr in die Augen. In der Schwangerschaft erfuhr Gladys, dass sie mit HIV infiziert ist. Lange hatte sie Angst um ihren Sohn. Doch Mateo kam gesund zur Welt. „Wenn du auf der Straße nicht auf dich und deine



Gesundheit achtet, ist es schnell vorbei“, sagt Gladys und presst ihre Lippen aufeinander, ihre Augen sind schwarze Schlitze. „Du kannst niemandem vertrauen.“ Auch nicht der Polizei. Die Polizisten gehören zu ihren Kunden. Auch in den Bordellen der Calle 12 de Octubre gehen sie ein und aus, dabei ist bekannt, dass hier Kinder und Jugendliche ausgebeutet werden. Kinderprostitution und -pornografie sind in Bolivien nach dem Gesetz Nummer 1273 verboten, 8 bis 12 Jahre Gefängnis erwarten die Täter. Aber diejenigen, die dagegen verstoßen, decken sich gegenseitig, und die Mädchen trauen sich nicht, Anzeige zu erstatten. Munasim Kullakita hat aktuell einen Mann vor Gericht gebracht, der Prozess zieht sich aber in die Länge. Außerdem ließ die Stiftung Bordelle schließen, in denen Minderjährige arbeiten mussten. Die Zusammenarbeit mit Politik und Polizei ist nicht einfach, aber enorm wichtig. Auf der Suche nach jungen Mädchen nahmen die Sozialarbeiter bei ihren nächtlichen Runden durch die Etablissements bereits vertrauenswürdige Polizisten mit, die sie als Streetworker ausgaben. Vor allem seit Boliviens Wirtschaftsaufschwung ist die Zahl an verschwundenen Kindern sowie Bordellen, Discotheken und Bars, die Kinder und Jugendliche ausbeuten, stark gestiegen. „Der Staat ist in ein Totalausfall. Die Gesetze lesen sich schön, aber niemand wird zur Rechenschaft gezogen. Sie müssen endlich das Problem anerkennen und anfangen nach Lösungen zu suchen“, sagt Reyna Cachi Salamanca und seufzt tief.

Dazu gehört auch, den Kindern Anlaufstellen zu bieten. Drei 24-Stunden-Heime (also Häuser, die 24 Stunden am Tag geöffnet haben) gibt es in El Alto. „Aber wohin kommen die Kinder, die nicht in ihre Familien zurückkönnen? Wir sind hier das einzige Haus für Kinder und Jugendliche, die Opfer sexueller Ausbeutung geworden sind“, sagt Reyna. Ein anderer wichtiger Aspekt sei es, die Gesellschaft für die Not der Kinder zu sensibilisieren. Viele Kinder und Jugendliche, die auf der Straße leben, werden diskriminiert und angegriffen. Die meisten kommen aus extrem armen und zerrütteten Familien, sind das Ergebnis einer Vergewaltigung oder ungewollten Schwangerschaft. Die Streetworker und Psychologen der Stiftung gehen in Familien, Bildungseinrichtungen, Polizeistationen, Ministerien und Krankenhäuser, um für das Thema zu sensibilisieren und darüber aufzuklären. Diese wichtige Präventionsarbeit, die wesentlich dazu beiträgt, die Zahl der Kinder und Jugendlichen zu reduzieren, die auf die Straße und in die Falle sexueller Gewalt geraten, fördert das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat. „Ich bin Munasim sehr dankbar. Ohne sie wäre ich wahrscheinlich gar nicht hier. Ich wäre immer noch



auf der Straße oder tot. Viele meiner Freundinnen von der Straße sind schon gestorben. An Aids, Drogenkonsum, Gewalttaten“, sagt Guadalupe. Als sie mit 18 Jahren erneut schwanger wurde, ging sie vom Mädchenhaus in das „Haus der Zärtlichkeiten“, eine Art Wohngruppe der Stiftung für junge Frauen. Hier lebt sie mit ihren beiden Söhnen German und Boris in einem kleinen Häuschen mit zwei Zimmern auf geschütztem Terrain hinter einer dicken Backsteinmauer. So wie fünf weitere junge Frauen mit ihren Kindern. Bald werden sie die geschützte Umgebung verlassen und das Abenteuer eines eigenen Lebens beginnen. Mit der Unterstützung von Munasim Kullakita hat Guadalupe eine Ausbildung zur Friseurin abgeschlossen und nun ihren eigenen kleinen Salon eröffnet. Zusammen mit ihrem Freund Cristian, dem Vater des kleinen Boris, sucht sie derzeit eine Wohnung in der Nähe ihrer Arbeitsstelle. „Ich werde endlich das haben, wovon ich immer geträumt habe und was ich mir für meine Söhne wünsche: ein Zuhause.“

Das ist auch Gladys' Wunsch. Ein kleines eigenes Zimmer, mit ein paar privaten Dingen. „Ich brauche endlich Ruhe, inneren Frieden. Alle sagen, ich sei

stark, aber es ist so schwer dieses Leben zu leben.“ Auf der Straße ist sie die Anführerin, hat den Überblick und das Sagen. Nur bei Streetworkerin Luci Altamirano zeigt sie ihre weiche Seite, ihre Sorgen. Die beiden kennen sich seit Jahren und haben ein besonderes Verhältnis, sehen sich mindestens zwei Mal in der Woche. Mit ihrer Unterstützung möchte Gladys ihren Traum erreichen. „Gladys will ihr Leben ändern, wird aber immer wieder von der Straße verschluckt. Es gibt so viele Faktoren, die da zusammenspielen müssen“, sagt Luci und schaut ihren Schützling mit einem aufmunternden Lächeln an. Zurzeit versucht sie, Gladys über das Arbeitsamt einen Minijob zu vermitteln. „Ich weiß, dass es schwer ist, sich auf mich zu verlassen. Wir vereinbaren Zeitpunkte und ich tauche nicht auf oder bin high“, fast schüchtern schaut sie zu Luci. Ihren Lösungsmittelkonsum von knapp vier Fläschchen am Tag hat sie auf eins reduziert. Auch wegen ihrer HIV-Medikamente, die sonst keine Wirkung zeigen. Sie fühlt sich besser, ist voller Hoffnung: „Ich werde es diesmal schaffen, das weiß ich.“

Abbildung Seite 16:

Guadalupe mit ihren Söhnen German und Boris. Sie lebt mit ihren zwei Kindern in einer Einrichtung der Stiftung Munasim Kullakita.

Abbildung Seite 17:

Ehemalige Straßenkinder im Hogar Munasim Kullakita beim Mittagessen.





Abbildungen Seite 18:

Straßenkinder in El Alto, Bolivien (oben).

Streetworker der Stiftung Munasim Kullakita unterwegs in den Straßen von El Alto (Mitte).

Reyna Cachi Salamanca, Direktorin des Heimes für Straßenmädchen der Stiftung Munasim Kullakita, unterwegs in der in der Seilbahn von La Paz nach El Alto (unten).

Abbildung Seite 18/19:

Blick auf die Häuser an der steilen Hängen von Boliviens größter Stadt La Paz hinauf nach El Alto.



Zentralamerika nach den Konflikten: Gesellschaften auf tönernen Füßen

Perspektiven eines dauerhaften Friedens 25 Jahre nach den Friedensschlüssen

Von Dr. Hannes Warnecke-Berger

Mehr als 25 Jahre nach dem Ende der Bürgerkriege in El Salvador, Guatemala, und Nicaragua steht Zentralamerika vor großen Herausforderungen. Das Ende der Zentralamerikakrise, das mit Ende des Contra-Krieges 1989 in Nicaragua sowie den Friedensschlüssen 1992 in El Salvador sowie 1996 in Guatemala eingeläutet wurde, brachte zwar den Frieden über die kriegerischen Auseinandersetzungen. Jedoch vermochten diese Friedensabkommen es nicht, den strukturellen Nährboden der Konflikte zu überwinden.

Auch wenn Wahlen Demokratisierung Vorschub geleistet haben und ehemalige Bürgerkriegsparteien in Regierungsverantwortung kamen, wie dies in Nicaragua durch den Sieg der Sandinisten in den Präsidentschaftswahlen 2006 und in El Salvador mit der Machtübernahme des FMLN im Jahr 2009 geschehen ist, so sind die sozialen, ökonomischen und politischen Probleme nach wie vor eklatant.

Armut und vor allem tief verwurzelte soziale Ungleichheit prägen das Gesicht Zentralamerikas. Im Falle El Salvador vermochten es die Reichsten der Gesellschaft, ihren exklusiven Zugang zur Wirtschaft aufrecht zu erhalten oder diesen sogar noch auszubauen. Ein ähnlicher Prozess konnte in Nicaragua durch die erfolgreiche Revolution im Jahr 1979 zwar unterbrochen werden, jedoch zeichnet sich gerade in den letzten Jahren ab, dass mit dem aktuellen Präsidenten Daniel Ortega aus den Reihen der Sandinisten eine neue politische Elite entsteht, die zunehmend auch ökonomisch relevant wird.

Die Gewalt ist tief verwurzelt

Trotz des politischen Endes der Bürgerkriege bleibt Gewalt ein tief verwurzelte Strukturmerkmal der

zentralamerikanischen Gesellschaften. Heute sind es jedoch weniger die politischen Auseinandersetzungen zwischen Regierungen und Oppositionsgruppen, die das Gewaltgeschehen dominieren, sondern vielmehr eine tief verwurzelte, alltägliche Gewalt, die von der Gesellschaft selbst auszugehen scheint. Es sind die Jugendbanden, die in den nördlichen Ländern Zentralamerikas *maras* genannt werden, die die öffentliche Diskussion zum Thema Gewalt bestimmen. Auch wenn über das tatsächliche Ausmaß der Gewalt der *maras* weiterhin spekuliert wird – die Zahlen reichen von 30 % bis 90 % der Mord- und Totschlagdelikte, die ihnen zur Last gelegt werden – so wird zunehmend doch klar, dass in deren Schatten sich weitere Gewaltakteure verbergen. Zu nennen sind hier vor allem Formen gewalttätiger Repression, die von Polizei und Militär, aber auch von paramilitärischen Verbänden ausgehen, Aktionen der sozialen Säuberung, die sich gegen Jugendbanden aber auch gegen Prostituierte oder Homosexuelle wenden, und nicht zuletzt die alltägliche Gewaltkriminalität zwischen „ganz normalen Männern und Frauen“. Historisch lassen sich diese Gewaltorganisationen noch vor den Bürgerkriegen verorten. Diese werden jedoch durch das Gefühl einer um sich greifenden Unsicherheit weiter beflügelt und kommen nun, obwohl der politische Konflikt ausgeräumt ist, immer mehr zum Vorschein.¹

Eine Folge dieser Probleme ist, dass sich immer mehr Menschen dazu entschließen, ihr Land zu verlassen und ein neues Leben in den entwickelten Ländern des Nordens und vor allem in den USA



zu suchen. Flucht und Migration wird damit zu einem Ventil sozialer Spannungen in Zentralamerika. Schon jetzt lebt ca. ein Viertel der salvadorianischen Bevölkerung im Ausland, die meisten in den Vereinigten Staaten von Amerika. Die Flucht aus Armut und Gewalt aber auch die Suche nach neuen Überlebenschancen im Ausland sind die Quelle eines nicht abbreißenden Migrationsstroms gen Norden.

Dieser Migrationsstrom hat wiederum enorme Rückwirkungen auf das soziale Gefüge in Zentralamerika. Viele der Migranten unterstützen ihre Familien mit Geldsendungen, den sogenannten *remittances*. Dieses Geld ist heute in Zentralamerika wichtiger als die lokale Wirtschaftskraft, wichtiger sogar noch als die traditionellen Agrarexporte wie Kaffee und Zucker. Ohne dieses Geld wäre ein Überleben in Zentralamerika kaum möglich, und die Ökonomien würden wahrscheinlich zusammenbrechen.²

Um die Perspektiven eines dauerhaften Friedens in Zentralamerika steht es also schlecht. Historisch verwurzelte Elitenherrschaft und eklatante soziale Ungleichheit gepaart mit hohen Armutsraten ist dabei der strukturelle Nährboden für Migration und Gewalt. Und obwohl die zentralamerikanischen Staaten formal demokratisch organisiert sind, stehen populistische Antworten auf diese Fragen auf der Tagesordnung, die es jedoch nicht vermögen, eben genannte strukturelle Herausforderungen zu überwinden. Es sind Gesellschaften auf tönernen Füßen, die Gefangene in einem Teufelskreis aus Ungleichheit, Armut, Gewalt und Migration sind.

Strukturelle Ungleichheit besteht fort

Die Staaten Zentralamerikas gehören historisch zu den Ländern Lateinamerikas, in denen Einkommen und Land besonders ungleich verteilt ist. Nicaragua führte diese Liste lange Zeit an, denn die Familie Somoza alleine, die als Dynastie das Land bis zur sandinistischen Revolution 1979 diktatorisch führte, besaß in den 1970er Jahren 25 % des bewirtschafteten Bodens des Landes. El Salvador steht dem nur wenig nach, denn hier konnte die gesamte Kaffeewirtschaft über lange Zeit des 20. Jahrhunderts in den Händen von 14 Familien gebündelt werden. Oligarchische Elitenherrschaft und Verarmung breiter Bevölkerungsschichten sind in beiden Ländern zwei Seiten der gleichen Medaille. Wo in Nicaragua mit der sandinistischen Revolution weitreichende Agrarreformen begannen, blieben diese in El Salvador jedoch aus. In El Salvador blendete der Friedensvertrag sozioökonomische Gesichtspunkte vollkommen

Abbildung Seite 21:

Flüchtlinge sind die Folge von Konflikten: Grenzgänger aus Venezuela überqueren die Brücke „Punto Internacional Simón Bolívar“ nach Kolumbien.

aus und schaffte es dadurch nicht, die tatsächlichen Ursachen des politischen Konfliktes anzugehen. Dies war jedoch auch notwendig, um überhaupt erst zu einem Friedensschluss zu kommen, denn der 12-jährige Bürgerkrieg wurde dadurch beendet, dass die Regierung auf Repression und Krieg verzichtete, die linksgerichtete Guerilla jedoch auf ihren revolutionären Anspruch, soziale Ungleichheit fundamental anzugehen.³ In Nicaragua war es der Contra-Krieg, der nach der Revolution einsetzte, der anfängliche wirtschaftliche Erfolge der Sandinisten negativ beeinträchtigte und schließlich zunichte machte.

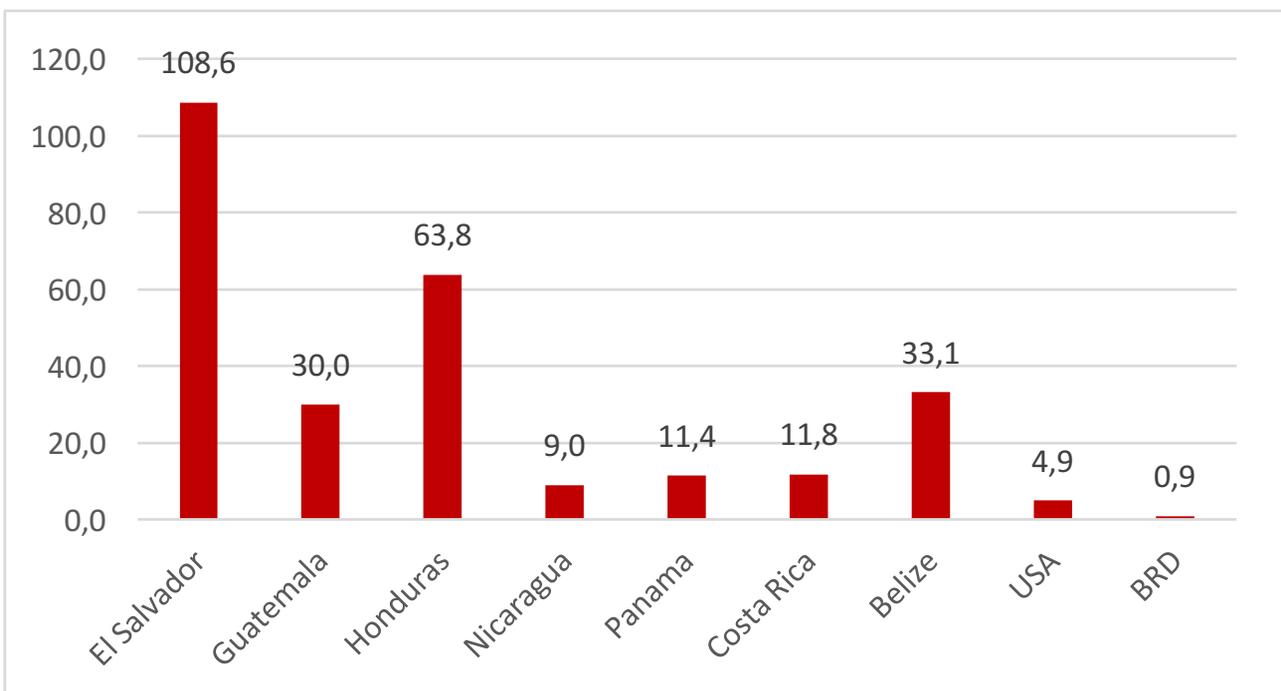
Die linken Regierungen, die 2006 in Nicaragua und 2009 El Salvador an die Macht kamen, standen somit vor den enormen Herausforderungen, nicht nur absolute Armut, sondern gleichzeitig auch strukturelle Ungleichheiten zu überwinden. Letztlich muss jedoch konstatiert werden, dass trotz progressiver Sozialpolitik, die in einigen Bereichen zu großen Erfolgen geführt hat, die tief verwurzelte soziale Ungleichheit nicht überwunden werden konnte. Dies liegt zum einen daran, dass wirtschaftlich einflussreiche Gruppen ihre ökonomischen Aktivitäten in neue Sektoren verlagerten und damit die Kontrolle von Land, wie früher in der Agrarwirtschaft noch

notwendig, heute weniger bedeutend wurde. Der wirtschaftliche Hintergrund der Mächtigsten in Zentralamerika ist heute viel mehr im Handel, im Tourismus und nicht zuletzt im Finanzsektor zu verorten. Nicaragua spielt hier eine traurige Sonderrolle, denn obwohl Präsident Ortega seit 2006 auch Umverteilungsprozesse eingeleitet hat, die den Armen zugutekommen, so steht heute erneut im Vordergrund, wie sich eine kleine Gruppe um den Präsidenten durch den Staatsapparat selbst bereichern konnte. Die historische Tendenz zur sozialen Ungleichheit und der Selbstbereicherung von Politikern in hohen Staatsämtern wird damit weiter fortgeschrieben.

Gewalt im Frieden

Gewalt bleibt in Zentralamerika an der Tagesordnung. Sie ist alltäglich, sie ist überall, und sie kann jeden treffen. Es ist eine Gewalt im Frieden, da die politischen Konflikte ein Ende fanden, die Konfliktursachen der Bürgerkriege jedoch nicht ausgeräumt wurden und zu diesen Ursachen sogar noch neue Faktoren in den letzten Jahren hinzukamen, die die Gewalt weiter beflügeln. Soziale Ungleichheit ist eine, wenn auch nicht die einzige Ursache für die exorbitant hohen Gewalttaten, die einige Länder Zentralamerikas heute ausweisen. Spitzenreiter in Zentralamerika ist El Salvador und Honduras, wenn international vergleichbare Statistiken zu Grunde gelegt werden. Guatemala bekleidet das Mittelfeld,

Abbildung 1: Homizide pro 100.000 Einwohner in ausgewählten Ländern, 2015



„Die anhaltende Korruption ist ein Grund für die massive Migration in Mittelamerika. Das ganze Geld, das Politiker geraubt haben, wäre gebraucht worden, damit die Menschen ein besseres Leben bekommen.“
Kardinal Gregorio Rosa Chavez, El Salvador

und Costa Rica und Nicaragua bilden den Schluss. Abbildung 1 stellt die Homizidraten, also die Zahl der Morde und Totschläge der zentralamerikanischen Länder und einiger Vergleichsfälle dar⁴. Die Unterteilung in Länder mit hohen Homizidraten und in solche, die relativ dazu geringe Gewalttaten aufweisen, wird somit deutlich. Dies verwundert weniger beim relativ gewaltarmen Costa Rica, das gemeinhin auch als die Schweiz Mittelamerikas bezeichnet wird. Eine noch geringere Homizidrate wird jedoch in Nicaragua verzeichnet, einem Land, das ähnlich seiner nördlichen Nachbarn durch Revolution und anschließenden Bürgerkrieg gekennzeichnet ist. Auch wenn über die exakte Höhe der Gewaltintensität gestritten werden kann – und in der Tat gibt es aus verschiedenen Gründen erhebliche Zweifel an der Genauigkeit offizieller Statistiken – so scheint sich diese geographische Differenz zwischen den drei nördlichen Ländern und ihren beiden südlichen Nachbarn doch seit einigen Jahren aufrecht zu erhalten.⁵

Auch wenn in beiden letztgenannten Ländern die Gewalttaten relativ zu ihren nördlichen Nachbarländern gering ausfällt, so darf nicht vergessen werden, dass diese im europäischen Vergleich trotzdem exorbitant hoch sind. Gewalttätige Jugendbanden, die sogenannten Maras, ziehen national und international die Öffentlichkeit auf sich, auch weil sie ein so kulturell eindrückliches Phänomen sind. Jedoch verdeckt diese Aufmerksamkeit, dass in deren Schatten weitere Gewaltakteure existieren, die oftmals selbst erst in den Bürgerkriegen entstanden sind. Besonders problematisch ist dabei die Diskussion um das Wiederaufkommen rechtsgerichteter Todesschwadronen. Diese Gruppen, die vor allem in Honduras, El Salvador und Guatemala aktiv sind, sollen enge Kontakte zu Poli-

zei und Militär haben. Über ihr Ausmaß kann jedoch bisher nur spekuliert werden. Fest steht jedoch, dass diese gewalttätigen Gruppen dazu beitragen, Angst in der Gesellschaft zu streuen.

Migration und Flucht

Diese Angst vor Gewalt, die enorme soziale Ungleichheit und die daraus resultierende Perspektivlosigkeit führen in Zentralamerika zu einem besonders hohen Migrationsstrom Richtung Norden. Während zur Zeit der Bürgerkriege Menschen in einer ersten Migrationswelle vor dem Krieg flüchteten und zunächst in den Nachbarländern, dann aber auch in den USA Schutz fanden, waren es nach den Friedensschlüssen dann ökonomische Motive in einer zweiten Migrationswelle, die Menschen nun direkt in den USA die Hoffnung auf ein besseres Leben suchen ließ. Durch Angst vor Gewalt, Vertreibung und zunehmender Repression kehrte sich dieses Bild in den letzten Jahren wieder um und es sind nun erneut steigende Zahlen Geflüchteter zu verbuchen.

Diese Migrationsbewegungen sind nicht nur ein Faktor für das Entstehen heutiger zentralamerikanischer Jugendbanden, sondern auch ein dominanter Wirtschaftsfaktor für die Heimatländer. Erstens bildeten sich die Jugendbanden aus dem kulturellen



Kontakt zwischen zentralamerikanischen und US-amerikanischen Jugendbanden. Die heutigen Maras speisen sich damit aus den lokalen Erfahrungen von sozialer Exklusion und ökonomischer Perspektivlosigkeit, aber auch aus dem fehlenden kulturellen und sozialen Halt der aus den USA abgeschobenen Jugendlichen. Beide Wurzeln ergänzten sich Ende der 1990er Jahre gegenseitig und erzeugten damit auch das Phänomen Maras. Zweitens senden viele der in den USA lebenden zentralamerikanischen Migranten zum Teil einen erheblichen Teil ihres Einkommens zurück an ihre Familie in ihren Heimatländern. Diese *remittances* wurden zu einem erheblichen Wirtschaftsfaktor in Zentralamerika. Für viele Familien sind diese Geldsendungen eine sichere und notwendige Überlebensquelle, ohne die sie direkt in die absolute Armut rutschen würden. Aber auch für das gesamte ökonomische Geschehen sind sie heute nicht mehr wegzudenken.

Neben der Armutsreduktion gibt es jedoch noch eine zweite Seite der Medaille der *remittances*. Sie verlagern sozialen Druck weg von den Regierungen und hin zu den Migranten. Zwar federn sie Armut ab, ermöglichen es dabei jedoch auch den Regierungen, weniger für Strukturreformen zu investieren. Sie sind dabei Fluch und Segen gleichermaßen. Ohne sie würden die Ökonomien Zentralamerikas zusammenbrechen und Menschen in absolute Armut zurückfallen. Mit ihnen wird jedoch weitere Migration provoziert und *remittances* als etablierte Einkommensform verhärtet sich.⁶

Eliteherrschaft, Korruption und Populismus

Die Abhängigkeit von Migration und *remittances* bildet dabei eine Möglichkeit für traditionelle Eliten, sich neue Beschäftigungsfelder zu suchen. Heute stehen weniger die Produktion und der Export traditioneller Agrargüter wie einst der Kaffee im Vordergrund, sondern die Elite schaffte es, sich ein neues Standbein im Handel, im Tourismus und im Finanzmarkt aufzubauen. Diese Branchen sind heute ebenso monopolistisch organisiert wie vor 30 Jahren die Landwirtschaft. Dadurch, dass die ökonomischen Ursachen der Bürgerkriege in den Friedensverträgen nicht angetastet wurden, konnte die ökonomische Struktur sozialer Ungleichheit bis heute aufrechterhalten werden. Die linken Regierungen, die in Zentralamerika 2006 mit Daniel Ortega in Nicaragua und 2009 mit

Mauricio Funes in El Salvador an die Macht kamen, erreichten zwar eine Besserstellung der ärmsten Bevölkerungsschichten durch eine bemerkenswerte Sozialpolitik. Sie klammerten sich dabei aber allzu sehr an den exklusiven Staat und wurden mehr und mehr abhängig von staatlichen Strukturen. Mit der Zeit woben sie sich in diese elitären staatlichen Strukturen ein und waren damit auch nicht mehr imstande und wohl auch nicht mehr bereit, das Fundament dieser Strukturen, nämlich soziale Ungleichheit, fehlende politische Partizipation und mangelnde Beschäftigungsmöglichkeiten für die Bevölkerung, zu verändern.

Große Korruptionsskandale prägen seither die Tagespolitik Zentralamerikas. Die letzten vier Präsidenten, einschließlich der letzten beiden linken Präsidenten El Salvadors, sind in diese Skandale verwickelt und teilweise sogar schon verurteilt worden. In Nicaragua wird vermutet, dass sich der Reichtum erneut in den Händen der Regierungsmitglieder bündelt. Korruption und damit finanzieller Klientelismus stehen auf der Tagesordnung.

Dies hat enorme politische Auswirkungen, denn hierin ist eine der Hauptursachen für das Aufkommen populistischer Strömungen zu suchen. Wenn gesellschaftliche Integration nicht mehr über Arbeit und damit nicht mehr über den Markt hergestellt werden kann, etablieren sich vertikale Strukturen und *trickle-down-Effekte*. Die freiwillige Umverteilung des Reichtums bestimmt dann sowohl strukturell über das Überleben der Armen als auch über die alltägliche politische Diskussion und damit über die politische Kommunikation. Der Staat, der zu Zeiten der oligarchischen Militärdiktaturen in den 1970er und 1980er Jahren lediglich Garant für Ordnung und politische Stabilität war, da die Oligarchie zu diesem Zeitpunkt Einkommensquellen neben dem Staat hatte, verkommt heute zunehmend selbst zu einer Finanzierungsquelle dieser und neuer Eliten. Wer den Staat kontrolliert, hat Zugang zu Geld und kann für seine jeweiligen Unterstützer Beschäftigung und Überleben organisieren. Korruption und Populismus werden heute zu einem neuen Strukturmerkmal, das sich mit den historischen Strukturen perfekt zu verbinden scheint.

Abbildung Seite 25:

Die Landbevölkerung in Mittelamerika leidet besonders unter den Folgen der Konflikte. Lastenträger in Santiago Atitlán, Guatemala.

Demokratisierung und Entwicklung

Wie weiter mit Zentralamerika? Fest steht, dass die Friedensverträge, die zwar die Bürgerkriege beenden konnten, keinen dauerhaften Gründergeist erzeugen konnten, der jedoch notwendig gewesen wäre auch tiefgreifende Reformen anzugehen. Nach wie vor kontrolliert ein Nukleus aus wenigen einflussreichen und oftmals traditionellen Familien Staat und Wirtschaft. Trotz teilweiser sogar erfolgreicher Sozialpolitik und der Linderung von Armut bleibt die ökonomische Situation für einen Großteil der Bevölkerung prekär. Der informelle Sektor ist größer denn je. Auch wenn die Friedensverträge die politische Gewalt ausräumen konnten, so hat sich doch alltägliche Gewalt in den Gesellschaften Zentralamerikas fest eingenistet. El Salvador, Honduras und Guatemala gehören zu den gewalttätigsten Ländern der Welt. Diese Situation, die nun schon seit 25 Jahren andauert, hat bisher nur wenig Lösungsmöglichkeiten hervorgebracht. In der Regel reagieren die jeweiligen Regierungen mit Repression – und dies vor allen Dingen und nahezu ausschließlich gegen Jugendbanden.

Migration und *remittances* bilden dabei ein trauriges, aber erfolgreiches Ventil, dieser Misere zu entkommen. Es darf jedoch nicht darüber hinweggetäuscht werden, dass auch ein Großteil der Migranten in den USA wiederum lediglich prekäre Beschäftigung findet und auch dort sozialer Aufstieg mit enormen Anstrengungen verbunden ist – und keinesfalls alle daran teilhaben. Und auch die Migration selbst ist keineswegs frei von Gefahren, wie die schockierenden Nachrichten von der südlichen Grenze der USA zu Mexiko immer wieder zeigen.

Dabei sind die Auswege klar: Zum einen können die Probleme exklusiver Staatlichkeit und Elitenherrschaft nur über den Weg der Demokratisierung angegangen werden. Politische Partizipation, insbesondere der ärmeren Bevölkerungsschichten, müsste soweit gestärkt werden, dass sich ein Gegengewicht zur Korruption bilden kann. Anfängliche Erfolge gehen hierbei zunächst von der Justiz aus, denn ohne diese hätten die großen Korruptionsskandale um die letzten Präsidenten El Salvadors nicht aufgedeckt

und zu Urteilen gebracht werden können. Zum anderen braucht es mehr Beschäftigung und ökonomische Zukunftssicherheit, um neben Gewalt und Migration Möglichkeiten zu schaffen ein dauerhaftes und nicht abhängiges Überleben für die Mehrheit der Bevölkerung zu sichern. Ökonomische Entwicklung und Demokratisierung gehen damit Hand in Hand, stoßen jedoch immer wieder auf das anfänglich genannte Problem der sozialen Ungleichheit. Die entscheidende Frage dabei ist, wer diese Prozesse anstoßen soll. Bisher zeigt sich, dass Gewalt, Migration und *remittances* sich gegenseitig verstärken, und dabei vor allem die Eliten in Zentralamerika profitieren. Prekarität für die Mehrheit erzeugt Stabilität für die Wenigen.⁷ Das Potential für Veränderung in Zentralamerika wird dadurch jedoch unterminiert.

Anmerkungen

- 1 Warnecke-Berger, Hannes (2018): *Politics and Violence in Central America and the Caribbean*. London, New York: Palgrave Macmillan; Huhn, Sebastian; Warnecke-Berger, Hannes (Hg.) (2017): *Politics and History of Violence and Crime in Central America*. New York: Palgrave Macmillan.
- 2 Siehe zu Migration und *remittances*: World Bank (2018): *Migration and Remittances. Recent Developments and Outlook*. Washington D.C.: World Bank; KNOMAD. Eine Analyse dieser Prozesse für El Salvador findet sich in Warnecke-Berger, Hannes (2018): *Salvadoran Transnational Transgressions. Remittances, Rents, and the Struggle over Economic Space*. In: Gabriele Pisarz-Ramirez und Hannes Warnecke-Berger (Hg.): *Processes of Spatialization in the Americas. Configurations and Narratives*. Frankfurt a.M., New York: Peter Lang, S. 219–242.
- 3 Siehe zum Friedensschluss in El Salvador: Zinecker, Heidrun (2004): *El Salvador nach dem Bürgerkrieg. Ambivalenzen eines schwierigen Friedens*. Frankfurt a.M., New York: Campus.
- 4 Analysiert wird dieses Paradoxon niedriger Gewalttaten in Nicaragua im Vergleich zu den hohen Gewalttaten im nördlichen Dreieck in Zinecker, Heidrun (2014): *Gewalt im Frieden. Formen und Ursachen der Gewaltkriminalität in Zentralamerika*. Baden-Baden: Nomos.
- 5 Siehe zu dieser Ambivalenz der *remittances*: Warnecke-Berger, Hannes (2017): *Transnational Economic Spaces, Moral Economy, and Remittances*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- 6 Diese Idee findet sich in Warnecke-Berger, Hannes (im Erscheinen): *Spaces of Remittances, the Rescaling of Social Conflicts, and the Stasis of Elite Rule in El Salvador*. In: *Latin American Perspectives*.
- 7 Quelle: United Nations Office on Drugs and Crime Internet Database

Abbildung Seite 27:

Campesino am See von Suchitlan, El Salvador. Der größte Stausee in El Salvador wurde in den 1970-er Jahren angelegt, um Strom zu erzeugen.





Frieden in der Fremde

An der konfliktreichen Grenze zwischen Kolumbien und Venezuela schafft die Kirche Oasen
Von Sandra Weiss (Text) und Florian Kopp (Fotos)

Rund vier Millionen Venezolaner haben der Organisation Amerikanischer Staaten (OEA) zufolge ihrem Land den Rücken gekehrt; die Mehrheit lebt in Kolumbien. Das Nachbarland, das sich selbst in der politisch heiklen Umbruchphase vom Bürgerkrieg zum Frieden befindet, muss damit die Hauptlast der venezolanischen Krise schultern. Vor allem kirchliche Einrichtungen helfen den Flüchtlingen.

Rund und leuchtend weiß liegt die Zwiebel auf dem Brett. Freddy Márquez klemmt sie zwischen die abgeknickten Fingerspitzen und setzt das scharfe Küchenmesser an. Tak, tak, tak, tak sind daraus kleine Scheibchen geworden. Und nochmal tak, tak, tak, tak sind es kleine Würfel. Ein Schwung nach rechts, und sie landen in dem 20-Liter-Topf, wo schon zehn weitere zerlegte Zwiebeln im heißen Öl brutzeln. Dann macht sich Márquez über die nächste Zwiebel her. Es ist acht Uhr früh, bis zum Mittag muss das Essen für rund 1.200 Flüchtlinge fertig sein, die jeden Tag in der *Casa de Paso* im kolumbianischen Grenzstädtchen Cúcuta verköstigt werden. Früher war der 23-Jährige einmal Buchhalter in seiner Heimat Venezuela. Zumindest hat er das gelernt. Als er seinen Abschluss machte, steckte die sozialistische Mangelwirtschaft bereits so tief in der

Krise, dass niemand mehr Buchhalter benötigte. Also verdingte Freddy sich als Bauarbeiter, Küchenhilfe, Tagelöhner – was so kam. „In solch einer Situation kannst du nicht wählerisch sein“, sagt der kräftige junge Mann und greift zur nächsten Zwiebel. Um ihn herum köchelt Reis, schnippeln ein Dutzend Küchenhelfer Tomaten und beinen Fleisch aus. Limonen werden ausgepresst und der Saft daraus mit Rohrzucker in Wasser aufgekocht, um daraus ein kräftigendes und erfrischendes Getränk zu machen. „Jede Kalorie zählt in so einer Situation“, sagt Freddy Márquez. Er weiß, wovon er spricht. Vor eineinhalb Jahren ist er aus Venezuela geflüchtet. Vor dem Hunger, vor der ausufernden Kriminalität, vor Hyperinflation und Aussichtslosigkeit. Er wünscht sich eine sichere, friedvolle Zukunft, aber erst einmal geht es ums Überleben. Die „Casa de Paso“ war seine erste Anlaufstelle, als er hungrig und mittellos in Cúcuta strandete. Jetzt arbeitet er dort freiwilliger Helfer mit, bekommt dafür täglich Frühstück und Mittagessen. Nachmittags verkauft er dann auf der Straße Maisfladen.

Abbildung Seite 28:

Alltag in der Fremde: David (8) und Luís (9) spielen mit einem Stickeralbum zur Fußball-WM, das sie aus dem Müll gefischt haben.

Abbildung Seite 29:

Freddy Márquez (23) arbeitet Vormittags als Freiwilliger in der „Casa de Paso“ in Cúcuta. Am Abend verkauft er mit einer Freundin selbstgemachte Arepas auf der Straße.



Die von Adveniat unterstützte und von der Diözese Cúcuta betriebene Essensausgabe ist inzwischen eine Institution für die flüchtenden Venezolaner. Sie liegt im Viertel Villa del Rosario, knapp 200 Meter hinter der Grenzbrücke Simón Bolívar, die Venezuela und Kolumbien verbindet. 50.000 Menschen überqueren sie im Schnitt täglich. Die meisten kommen nur für einen Tag herüber, auf der Suche nach Essen, Medikamenten oder ärztlicher Behandlung. Auch viele Schulkinder sind darunter, weil in Venezuela das Bildungssystem darniederliegt. Rund ein Fünftel der täglichen Grenzüberquerungen, so die Schätzungen der kolumbianischen Migrationsbehörden, sind Auswanderer, Flüchtlinge, die Venezuela dauerhaft verlassen. Rund vier Millionen Venezolaner haben der UNO zufolge ihrem Land den Rücken gekehrt; die Mehrheit lebt in Kolumbien. Das Nachbarland, das sich selbst in der politisch heiklen Umbruchphase vom Bürgerkrieg zum Frieden befindet, muss damit die Hauptlast der venezolanischen Krise schultern. Schon um elf Uhr bilden sich Menschentrauben vor dem großen Tor der „Casa de Paso“: Obsthändler und Studentinnen, Kindergärtnerinnen und Rentner, Verkäuferinnen und Bauarbeiter hoffen auf eine warme Mahlzeit. Mütter, Kinder und alte Menschen dürfen sich in die erste Schlange einreihen. Sind noch Essensmarken übrig, dürfen auch die jungen Frauen und Männer in den weitläufigen Hof mit den langen Reihen aus weißen Plastiktischen. Freie Plätze gibt es nur selten. „So geht es seit der Öffnung im Juni 2017“,

erzählt der Leiter der Casa de Paso, Pfarrer David Cañas. Zwischen 4.000 und 5.000 US-Dollar kostet der Betrieb der „Casa de Paso“ täglich. Finanziert wird das komplett aus Spenden. Es begann mit einem Netzwerk aus Laien, Supermärkten, Kirchengemeinden, Metzgereien und Bäckereien, die Lebensmittel spendeten. „Manchmal wusste ich am Abend nicht, woher das Essen für den nächsten Tag kommen sollte“, erzählt Cañas. Doch wie in der Bibel erlebte er seine wunderbare Brotvermehrung, weil alle etwas abgaben. Inzwischen unterstützen Organisationen wie Adveniat oder das Welternährungsprogramm die „Casa de Paso“ finanziell. Das gibt Pfarrer Cañas Planungssicherheit.

In der „Casa de Paso“ geht es aber nicht nur ums Essen. Sie ist auch eine Oase, in der die Flüchtlinge für kurze Zeit ihr Leid vergessen und sich mit anderen austauschen können. So wie die 20-jährige Natalie aus Yaracuy in Venezuela. Sie ist mit ihrem Mann und ihrer kleinen Tochter Natalia nach Cúcuta gekommen. „Wir ernährten uns nur noch von Obst und Maniok“, erzählt die schmale junge Frau. Natalies Mann ist fliegender Händler. Auch in Cúcuta verkauft er Erfrischungsgetränke an einer Straßen-



kreuzung. Es ist ein harter Job, denn die Konkurrenz in Cúcuta ist riesig. Dass Frau und Kind in der „Casa de Paso“ zweimal am Tag etwas zu Essen erhalten, beruhigt ihn.

Zusammen mit einem anderen venezolanischen Paar haben sie ein Zimmer mit Bad gemietet. Ein Tuch fungiert als Raumteiler. Eine Matratze, 2 Koffer und eine Tasche mit Kleidung, ein paar Töpfe und Pfannen und ein rosa Kinderrucksack – das sind die wenigen Habseligkeiten der Familie. Die kleine Natalia langweilt sich in dem dunklen, unverputzten Raum. „Wir haben nicht ein einziges Spielzeug, und zu ihrem Geburtstag konnten wir nicht mal einen Kuchen backen“, seufzt die Mutter. Die Eineinhalbjährige genießt den kleinen Spielplatz in der „Casa de Paso“ besonders. Vergnügt gräbt sie im Kies und gleitet die Rutsche herunter. Auf einer improvisierten Bühne spielen unterdessen venezolanische Flüchtlingskinder klassische Musik und Kirchenlieder. Pfarrer Cañas verkündet anschließend Termine von Veranstaltungen, berichtet von der neuen UN-Krankenstation für Flüchtlinge und kommentiert bürokratische Neuerungen in der Flüchtlingspolitik Kolumbiens.

Die Integration der vielen Neuankömmlinge sei nicht einfach, sagt Bischof Victor Ochoa. Die Kirche betreibt insgesamt acht Essensausgaben für Flüchtlinge und zwei Heime, in denen 280 Flüchtlinge zeitweise unterkommen. Doch der Andrang ist viel größer, zahlreiche Menschen schlafen in den öffentlichen Parkanlagen, betteln und konkurrieren mit Kolumbianern um Jobs. „Die Grenzregion war schon vor der Krise in Venezuela sehr arm und vernachlässigt“, warnt Ochoa. Deshalb legt die Kirche Wert darauf, dass nicht nur den Flüchtlingen, sondern auch den armen Kolumbianern geholfen wird. „Sonst explodiert hier eine soziale Bombe“, warnt der Bischof. Das neue, vom UN-Flüchtlingshilfswerk (UNHCR) errichtete Gesundheitszentrum direkt an der Grenzbrücke wird daher auf Anraten der Kirche nicht nur Venezolaner behandeln, sondern auch die kolumbianischen Anwohner. Denn das kolumbi-

Abbildung Seite 30:

Natalie Natera (20) und ihre Tochter Natalia (anderthalb Jahre) leben in prekären Verhältnissen in einer winzigen Wohnung in Cúcuta. Dank der kirchlichen „Casa de Paso“, wo sie täglich zwei Mahlzeiten bekommen, müssen sie zumindest nicht hungern.

Abbildung Seite 31:

Warten auf das Essen: Natalie mit ihrer Tochter in der „Casa de Paso“.



anische Gesundheitssystem droht durch die vielen Flüchtlinge zu kollabieren. Die Geburtenrate in Cúcuta hat sich in zwei Jahren fast verdreifacht. All das treibt die Kosten im Gesundheitswesen nach oben. Trotzdem gebe es viel Solidarität, lobt Ochoa. Denn viele Kolumbianer erinnern sich noch, wie sie selbst – vertrieben durch den blutigen Bürgerkrieg im Heimatland – einst in Venezuela Zuflucht fanden. So auch Olga Baez. Ihr Mann war im Jahr 2002 als Soldat in Salazar de las Palmas stationiert, zwei Stunden von Cúcuta entfernt. Eines Morgens standen Bewaffnete im Tarnanzug vor der Tür – Kämpfer der Guerilla der Revolutionären Streitkräfte Kolumbiens (FARC). Olgas Mann, den die Bewaffneten suchten, war nicht zuhause. Dennoch zögerte Baez keine Sekunde: „Ich dachte, mein letztes Stündlein habe geschlagen. Ich packte die vier Kinder, warf ein paar Kleider in Tüten und Rucksäcke und sprang in den nächsten Bus nach Cúcuta.“ Die Familie wurde auseinandergerissen: Ihr Mann ließ sich versetzen, lernte eine andere Frau kennen und lieben, Olga musste alleine mit den vier Kindern

in einer fremden Großstadt anfangen. Zuerst versuchte sie es als Putzfrau, doch dafür musste sie die Kinder alleine lassen, in der Obhut des Ältesten, der damals erst zwölf Jahre alt war. „Ich konnte Nähen, das hat mich gerettet“, erzählt die kleine, untersetzte Frau. Zuerst nähte sie in Heimarbeit Hemden, Hosen und T-Shirts für eine Fabrik zusammen. Cúcuta war durch die Grenzlage schon immer ein Handels- und Fertigungsparadies. Hier gefertigt, drüben ausgeliefert und umgekehrt, das war völlig normal. Die beiden Länder trennen nur zwei Brücken und der kapriziös mäandernde Tachira-Fluss, bei dem man nie so genau weiß, welche Kurve zu Venezuela und welche zu Kolumbien gehört. Olga Baez war fleißig und arbeitete sich hoch. Die Wirtschaft boomte in Venezuela, und bald konnte sie zwei weitere Näherinnen beschäftigen. Sie zog mit ihrer kleinen Fabrik um nach Ureña, auf die venezolanische Seite der Grenze. Dort waren Strom und Wasser gratis – ein großer Wettbewerbsvorteil. Hunderte solcher kleiner Sweatshops entstanden. In Venezuela arbeiten, wohnen und billig tanken, in Kolumbien einkaufen und die Kinder zur Schule schicken – das war Alltag in der Region. Im Jahr 2015 bereitete die venezolanische Regierung der Symbiose ein jähes Ende. Die Erdölpreise waren abgestürzt, Venezuela taumelte in eine Wirtschaftskrise, Präsident Nicolás Maduro

„Die Präsenz von Venezolanern, die nach Cúcuta kommen, um hier Arbeit, Hoffnung, Lebensmittel und medizinische Versorgung zu finden, wird jeden Tag größer. Doch wir müssen in unserer armen Region auch den Kolumbianern helfen, sonst explodiert hier eine soziale Bombe.“

Bischof Víctor Ochoa Cadavid, Cúcuta, Kolumbien



versuchte, seine Legitimität mit starken Gesten zu zementieren. „Alle illegalen Kolumbianer müssen raus“, ordnete er an. Es war der Startschuss zu einer Hexenjagd. Wieder klopfen bei Baez Uniformierte an der Tür – diesmal die venezolanische Nationalgarde. Wieder konnte sie nur das Nötigste einpacken. Unter wüsten Beschimpfungen und Drohungen, in Tränen aufgelöst. Die Grenzübergänge waren gesperrt, sie musste mit Kind und der wenigen Habe durch den Fluss auf die andere Seite waten. Die Bilder des Flüchtlingstrecks gingen um die Welt. 32.000 Kolumbianer wurden damals vertrieben und mussten von Null anfangen. „Zum Glück gab es die Sozialpastoral der Diözese“, sagt Olga. Dort bekamen sie und andere Näherinnen Fortbildungskurse in Buchhaltung, Marketing und Geschäftsführung, um eine Kooperative zu gründen. Die nötigen Maschinen erhielten sie als Dauer-Leihgabe. So entstand die Kooperative „Mode mit Liebe“. „Für uns Frauen war das ein Segen, so konnten wir Zuhause arbeiten statt in einem Sweatshop. Und gleichzeitig auf die Kinder aufpassen, damit sie nicht auf die schiefe Bahn geraten.“ Baez hat ihre Oase gefunden und kann wieder träumen. Beispielsweise davon, dass aus „Mode mit Liebe“ einmal ein eigenes Label entsteht.

Abbildung Seite 33:

Victor Ochoa, Bischof von Cúcuta, mit einem Helfer in der Casa de Paso Divina Providencia im kolumbianischen Cúcuta an der Grenze zu Venezuela. Die kolumbianische Grenzdiözese versorgt täglich bis zu 45.000 Migranten aus Venezuela mit Nahrungsmitteln und Medikamenten. „Die Situation verschlechtert sich weiter. Die Zahl von Venezolanern, die nach Cúcuta kommen, um hier Arbeit, Hoffnung, Lebensmittel und medizinische Versorgung zu finden, wird jeden Tag größer“, sagt Cúcutas Bischof Víctor Ochoa. Täglich überqueren etwa 45.000 Venezolaner die internationale Grenzbrücke Simón Bolívar. Davon blieben etwa 5.000 bis 6.000 Menschen in Cúcuta, um in Kolumbien oder anderen lateinamerikanischen Ländern einen Neuanfang zu suchen, so der Bischof.



Abbildung Seite 34/35:

Flüchtlinge machen sich in Cúcuta auf eine beschwerliche Reise zu Fuß über die Anden in Richtung Bogotá.

Abbildungen Seite 35:

Täglich gelangen zehntausende Migranten, Flüchtlinge und Grenzgänger aus Venezuela über die Brücke „Puente Internacional Simón Bolívar“ nach Kolumbien (oben).

Schwer bewaffnete kolumbianische Polizeibeamte in der Nähe der Grenze zu Venezuela (Mitte).

Viele Venezolaner suchen in Kolumbien medizinische Versorgung (unten).







Eine Stadt sucht Frieden

Ohne Rücksicht auf Menschen und Umwelt wurde 97 Jahre lang in La Oroya, Peru, eine Metallschmelze betrieben – Von Christina Weise (Text) und Martin Steffen (Fotos)

Die kleine peruanische Stadt Oroya war einer der schmutzigsten Orte der Welt. Seit sieben Jahren ist der gefährlichste Teil der Metallschmelze in La Oroya stillgelegt, Natur und Gesundheit erholen sich langsam. Aber es fehlt an Arbeitsplätzen. Eine Stadt im Wandel.

Eine bergige Idylle. Kleine Dörfer, Gemüse auf den Feldern, weidende Schafe. So sieht die Andenregion östlich von Lima aus. Doch kurz vor der Minenstadt La Oroya hört die Vegetation und mit ihr das Grün auf. Weiß, Schwarz und Grau dominieren, zerklüftete Berge, eine tote Landschaft. Mitten im Ort dann, an der Flussbiegung des Río Mantaro, liegt das alte Hüttenwerk mit dem schmalen, langen Schornstein, aus dem schwacher Rauch kommt. Das war einmal anders. Bis vor sieben Jahren brodelte und dampfte es hier, wie ein Kessel kurz vorm Überkochen. 97 Jahre lang wurden in dem Werk Kupfer, Zink und Blei aus erzhaltigem Gestein gelöst. Jede Woche kamen hunderte Güterwaggons aus anderen Regionen Perus und angrenzenden Ländern, beladen mit den unterschiedlichsten Mineralien. Diese wurden in La Oroya verarbeitet – ohne Rücksicht auf Menschen und Umwelt. 2006 wurde die Stadt von der Umweltschutzorganisation Blacksmith Institute in die Liste der zehn am stärksten verschmutzten Orte weltweit aufgenommen.

In direkter Nachbarschaft der Metallschmelze, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, zieht sich die Altstadt von La Oroya den Berg hoch. Hier stehen

Abbildung Seite 36:

2012 wurde der gefährlichste Teil der Bleihütte in La Oroya vom US-amerikanischen Betreiber stillgelegt. Bis dahin wurden hier etwa 600.000 Tonnen Gestein jährlich verarbeitet und daraus Kupfer, Blei, Zink und Silber gewonnen.

in die Jahre gekommene ärmliche Backsteinhäuser, die meisten unverputzt und überzogen mit einer hellgrauen Schicht. Nach Angaben des betreibenden Unternehmens, einer Tochter des US-amerikanischen Bergbauunternehmens Doe Run, wurden 2007 täglich 537 Tonnen Schwefeldioxid vom Werk abgeleitet, dazu große Mengen an schwermetallhaltigem Feinstaub. Ungefiltert. Sie setzten sich an Hauswänden fest und verätzten Berghänge, verursachten Kopfschmerzen und Übelkeit. Tito Callupe Becerra ist das Leiden gewohnt, er kennt es von klein auf. „Morgens konnte man die Teilchen richtig in der Luft sehen. Noch besser auf der weißen Wäsche, die vorm Haus hing.“ Vor 48 Jahren wurde Tito hier geboren, direkt in den Smog hinein. Viele Jahre hat er in dem Werk gearbeitet, wie rund jeder zehnte Einwohner von La Oroya. Genau wie die anderen war er abhängig von dem, was ihm schadete.

Hoher Bleianteil im Blut des Babys

Vor 13 Jahren kam Titos drittes Kind zur Welt. Kurz nach der Geburt wurde bei der Neugeborenen ein hoher Bleianteil im Blut festgestellt. 45 Mikrogramm. Das ist 45 Mal mehr als der von der Weltgesundheitsorganisation WHO festgelegte Grenzwert. Doch direkt erfuhr Tito nicht, was mit seiner Tochter los war. Die Ärzte hielten die Familie hin, gaben vor, das Labor würde nicht schnell genug arbeiten. Monatelang gab es kein Ergebnis. Dem sieben Monate alten Baby ging es immer schlechter. „Sie wäre fast gestorben“, sagt Tito leise und senkt den Blick. Nach langem Kampf und ständigem Beharren auf das Recht zur Information wurde ihnen schließlich die Nachricht übermittelt. „Ich war geschockt. Ich wusste, dass wir alle von der Verschmutzung betroffen sind, auch ich, aber ich hatte nie etwas gemerkt. Betroffen ja, aber nicht in dem Maße.“ Alle

seine Kinder hatten hohe Werte, die Jüngste schwebte in Lebensgefahr.

Nach einer Studie der University von Missouri-St Louis hatten 2005 97 Prozent der Kinder unter sechs Jahren in La Oroya einen stark erhöhten Bleigehalt im Blut. Langfristig führt das zu Nierenversagen, Leberschäden, Konzentrationsschwäche, Kleinwüchsigkeit, geistiger Behinderung, Atemwegserkrankungen und Krebs. Bis heute leiden viele Kinder in La Oroya unter Blutarmut, einem zu geringen Anteil an Blutzellen im Körper, denn eine zu hohe Bleikonzentration im Körper kann zu Blutzerfall (Hämolyse) führen. Die Kinder sind auch deswegen besonders anfällig für die Schadstoffe, da sie gleichzeitig an einer für die ländlichen Gebiete der Anden typischen Mangelernährung leiden. Daher rief die Erzdiözese von Huancayo um den heutigen Kardinal Barreto 2006 das Projekt El Mantaro Revive (Wiederbelebung des Mantaro) ins Leben, um umfassend Gesundheit und Umwelt zu kontrollieren und zu schützen, um aufzuklären und zu informieren. Der Staat war kaum präsent, nahm weder Wasser- noch Erdproben oder andere Kontrollen. Das umfassende Projekt der Kirche wurde von dem Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unterstützt. Im Zuge des Projekts wurden beispielsweise Mütter in gesunder Ernährung geschult und erhielten Vitamine und Kalzium für ihre Kinder. Titos Frau Ninfa war eine der ersten, die engagiert teilnahmen, ihre Tochter war gerade ein Jahr alt. Es half, der Bleigehalt im Blut

des Mädchens sank. Als sie sechs Jahre alt war, lag er bei 18 Mikrogramm. Heute ist sie 13 Jahre alt und ihr geht es gut, Proben wurden allerdings keine mehr entnommen, da auch dafür das kirchliche Projekt gesorgt hatte, das mittlerweile die Arbeit eingestellt hat. Ninfa schult heute andere Mütter darin, ihre Kinder richtig zu ernähren und hat durch ihr Engagement im Projekt eine Anstellung in der Schulküche bekommen.

Widerstand des Minenunternehmens

Das Engagement der Kirche für die Umwelt in La Oroya stieß auf Widerstand des Minenunternehmens. Das Unternehmen schickte seine Arbeiter vor, unter dem Vorwand, eine umweltgerechte Aufrüstung gefährde Arbeitsplätze. Projektmitarbeiter von „El Mantaro Revive“ wurden beschimpft, bedroht, verfolgt. Die meiste Wut richtete sich gegen Erzbischof Pedro Barreto, den Initiator. Auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzungen erhielt er Morddrohungen, Särge mit seinem Namen wurden durch den Ort getragen und das Pfarrhaus, in dem er sich aufhielt, mit Steinen beworfen. Weil



er gegen die Metallhütte in der Stadt sei und für deren Schließung gesorgt habe. „Ich kämpfe nicht gegen das Unternehmen, sondern für das Leben und die Gesundheit der Menschen“, erklärt Erzbischof Barreto, der 2004 zum ersten Mal nach La Oroya kam. Papst Johannes Paul II. hatte ihn zum Erzbischof von Huancayo ernannt, der Provinzhauptstadt, etwa 150 Kilometer von La Oroya entfernt, inmitten eines der wichtigsten Agrargebiete Perus. Denn aus dem Tal des Río Mantaro unterhalb von La Oroya, die auf 3.750 Metern Höhe liegt, kommt das Gemüse für die knapp zehn Millionen Einwohner zählende Hauptstadt Lima und wird von hier aus auch in die ganze Welt verschifft. Das Flusswasser des Mantaro ist aber durch den Bergbau kontaminiert. Früher gab es dort Forellen, heute erkranken immer noch Tiere und Menschen, wenn sie Wasser aus dem Fluss trinken. Als Artischocken aus dem Mantaro-Tal in die EU exportiert werden sollten, wurden in dem Gemüse Schwermetalle festgestellt, berichtet der Umweltingenieur Luís Rafael Samaniego Riquez. „Die Bewohner Limas aßen sie unkontrolliert lange Zeit. Heute sind die Kontrollen etwas schärfer, die Produktion ist in der Folge stark zurückgegangen,

auch die anderer Gemüsesorten.“ Da die Menschen nicht mehr von der Erde leben können, wächst in Bergbauregionen die Armut. Was wiederum Kriminalität und Prostitution befördert.

In der Region am Río Mantaro lebt die eine Hälfte der Bevölkerung vom Bergbau, die andere von der Landwirtschaft. Beide konkurrieren um den Fluss, der ein Nebenfluss des Amazonas ist. Wenn die Verschmutzung weitergeht, wird das auch Folgen über die Landesgrenzen hinaus haben. „La Oroya hat in mir den Auftrag eines umfassenden Umweltschutzes geweckt“, sagt Pedro Barreto, der 2018 von Papst Franziskus zum Kardinal ernannt wurde und als Umweltschützer und Verteidiger der Armen bekannt ist. Zeitweise leitete er die Bischöfliche Kommission für soziales Engagement in Peru und vertrat die peruanischen Bischöfe im Lateinamerikanischen Bischofsrat CELAM. Papst Johannes Paul II hatte den Jesuiten 2001 zum Bischof ernannt. Der 75-jährige ist Mitbegründer und Vize-Präsident des vom Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unter-

Abbildung Seite 38:

La Oroya war bis zur Schließung der Metallhütte stark durch Umweltgifte kontaminiert.

Abbildung Seite 39:

Ninfa Córdor Rupay lebt mit ihrer Familie in La Oroya. Ihr drittes Kind kam mit Schäden durch die Umweltverschmutzung zur Welt.





stützten Amazonas-Bündnisses Repam (Red Eclesial PanAmazónica) und setzt sich so von Huancayo aus für die Rechte der indigenen Bevölkerung und gegen die immer schneller voranschreitende Abholzung des Waldes ein: „Gott hat uns ein wunderschönes Haus gegeben mit allen Ressourcen, damit wir in Frieden darin leben können. Wir müssen uns nur darum kümmern.“

Das gilt auch für die Anden, Perus Schatzkammer. Hier befinden sich gewaltige Mineralienlager: Kupfer, Zink, Nickel, Blei, Gold. Bergbau-Produkte sind Perus Exportschlager Nummer eins, La Oroya liegt im großen Bergbauzentrum des Landes. Um die Bodenschätze maximal zu nutzen, vergibt die Regierung nahezu unkontrolliert Konzessionen an internationale Großkonzerne. Neben der Ausbeutung der Ressourcen findet mit der Förderung auch ein Raubbau an der Natur statt, die betroffenen Gebiete sind jahrzehntelang kontaminiert, wie die Bergbauregion Junín, in der La Oroya liegt. Kardinal Barreto forderte die peruanische Regierung und den US-Konzern Doe Run, der seit 1997 das Hüttenwerk in La Oroya betrieb, mehrfach auf, die Emissionen und die Einleitungen in den Fluss zu verringern.

Eigentlich hatte das Unternehmen sich bei der Übernahme des früher staatlichen Betriebs in La Oroya vertraglich dazu verpflichtet, die Anlage zu modernisieren. Denn wenn ein Werk verkauft oder eine Bergbaulizenz erteilt wird, werden von der Regierung Umweltauflagen vorgegeben. Aber das Ministerium, das diese Umweltauflagen setzt, ist dasselbe, das am Ende eine Verlängerung bewilligt. 2006 erhielt Doe Run Perú eine Fristverlängerung für die Installation einer Entschwefelungsanlage. Das geschah nicht, also wurden 2009 die Konten eingefroren und als die Schließung der Anlage anstand, meldete die Firma für das Werk Insolvenz an, baute Druck auf die Regierung auf - und erhielt einen weiteren Aufschub, um endlich die Umweltauflagen umzusetzen.

2012 stellte das Unternehmen die Arbeit in der Metallhütte ein. Sie war 1922 gegründet worden, lange in staatlichem Besitz und eine der wenigen polymetallischen Schmelzhütten in Lateinamerika. Auch ausländische Bergbaukonzerne ließen hier schmelzen, da

Abbildung Seite 40:

Tito Callupe Becerra arbeitet heute in einem anderen Bergwerk, würde jedoch gerne nach La Oroya zurück.

Abbildung Seite 41:

Ninfa Córdor Rupay kauft für das Mittagessen ein. Das Einkommen der Familie reicht gerade zum Überleben.



dies aufgrund der giftigen Emissionen in ihren Heimatländern oft verboten war. Noch immer arbeiten 70 Angestellte in der Hütte, da sie einfacher zu verkaufen sei, wenn sie noch nicht ganz geschlossen sei, heißt es. Doe Run versuchte es bisher allerdings vergeblich. „Im 20. Jahrhundert war die Produktion unglaublich schnell und mit für damalige Verhältnisse hohem Ausstoß, heute sind die Maschinen einfach zu alt“, erklärt Kardinal Barreto. 2018 bemühten sich die entlassenen Arbeiter mit Unterstützung ihrer Gewerkschaft, die Anlage selbst zu erwerben und die Produktion wieder anzufahren. Doch dies ließ sich nicht verwirklichen. „Jetzt müssen alternative Beschäftigungsmöglichkeiten geschaffen werden, um wenigstens die negativen wirtschaftlichen Auswirkungen zu kompensieren. Die Umweltschäden und Krankheiten zu beseitigen ist so gut wie unmöglich“, sagt Pedro Barreto. Rund 3.500 Menschen waren in dem Werk beschäftigt, und von deren Löhnen leben direkt oder indirekt alle anderen, auch die Straßenhändler und Kneipenwirte.

Eine neue Zukunft ohne die Metallhütte für La Oroya?

Die teure Sanierung von Altlasten und die Schaffung von Arbeitsplätzen bleiben große Herausforderungen. Nach der Schließung der Metallhütte gingen viele Menschen weg, auf der Suche nach Arbeit. Auch Tito musste sich eine neue Beschäftigung suchen. Wegziehen kam für ihn nicht infrage. Schließlich stammen er und seine Familie aus La Oroya. Damals, als es seiner Tochter so schlecht ging, rang er sich zwar dazu durch, umzuziehen. Doch nicht weit. Nur weg aus der unmittelbaren Nachbarschaft der Metallschmelze. Heute wohnt die Familie auf einem Hügel in einem Vorort. Grün ist es hier auch nicht, aber die Luft sei etwas besser. Tito fand Arbeit in einem der vielen Bergwerke in der Umgebung. Allerdings ist es so weit weg, dass er nicht täglich zur Arbeit pendeln kann. Er arbeitet deshalb zwei Wochen am Stück und hat danach ein paar Tage frei zum Erholen. Die Arbeit ist gefährlich, Tito sorgt dafür, dass neu gesprengte Schächte Elektrizität bekommen, Licht zum Arbeiten, und gleichzeitig ist die Arbeit sicher, weil er eine Festanstellung hat. „Das Honorar ist nicht ausgezeichnet, aber es reicht zum Überleben“, sagt er. Wäre es möglich, würde er wechseln. Zurück nach La Oroya, wieder in der Metallhütte arbeiten. Deren Produktion seiner Tochter fast das Leben raubte. „Meine Familie ist das Wichtigste für mich. Es ist schwer, so weit weg von ihnen zu sein und ich möchte nicht, dass auch meine Kinder wegziehen, weil es hier keine Arbeit gibt.“ Tito steckt in einem Dilemma. Sein Sohn hat mittlerweile Nachwuchs und wohnt mit Frau und Tochter auch in dem kleinen Haus seiner Eltern. Die Kleine ist ein fröhliches, gesundes

Mädchen. Würde die Metallhütte die Arbeit wieder aufnehmen, könnte sich das ändern. „Ideal wäre natürlich, wenn es hier andere Jobs gäbe“, überlegt Tito leise. So unrealistisch erscheint es ihm.

Ausgezeichnete Lage

La Oroya galt ohne die Hütte als kaum lebensfähig. Heute ist in der Stadt viel los, sie wirkt lebendig. Kinder lachen auf dem Weg zur Schule, Restaurantbesitzer schließen ihre Glastüren auf, Ladenbesitzer ziehen die Rollläden hoch, Straßenhändler schieben ihre Karren vor sich her. „La Oroya hat eine ausgezeichnete Lage. Direkt am Mantaro, in den Anden, nicht weit entfernt vom Regenwald“, der Umweltingenieur Luís Rafael Samaniego Riquez sieht in der Bergbaustadt Potential. Die Lage sorgt bisher dafür, dass die Gastronomie eine der Haupteinnahmequellen der Bevölkerung ist, denn die Verbindungsstraße Lima – Huancayo führt genau durch den Ort, der knapp 200 Kilometer von der Hauptstadt entfernt liegt. Riquez denkt aber weiter: „Hier kommen alle Produkte vorbei, die nach Lima müssen. Früchte, Kakao, Kartoffeln. In La Oroya könnten sie schon bearbeitet werden: aus Kakao wird Schokolade, die Kartoffeln werden konserviert und am Ende exportiert. La Oroya wäre dann ein Verarbeitungszentrum für unsere nachwachsenden Rohstoffe.“ Damit könnten viele Menschen erreicht und nachhaltig Einkommen geschaffen werden, auch in der Landwirtschaft. Die Nachfrage an Produkten aus ökologischer Landwirtschaft steigt auf dem internationalen Markt, auch an Produkten aus Andenregionen. Was braucht es dazu? „Die Unterstützung der Regierung. Die müssten sich endlich dem Problem in La Oroya annehmen und den Blick weg von der Metallschmelze hin auf alternative Einkommensmöglichkeiten lenken. Ich glaube, hier gibt es genug Potential dafür. Man muss es nur wollen.“

Abbildung Seite 43:

Kardinal Pedro Barreto (links) in La Oroya. Der Erzbischof von Huancayo fordert alternative Beschäftigungsmöglichkeiten für die Menschen in La Oroya, die fast 100 Jahre lang von und mit der Metallhütte gelebt haben.



„Unsere Stimmen für einen gewaltfreien Amazonasraum“

Frieden aus der Perspektive der indigenen Völker – Von José Gregorio Díaz Mirabal

In einer Welt, in der die Menschheit an die Grenzen von Wissenschaft und Technik stößt und auf die Zerstörung des Planeten zusteuert, in der die wirtschaftliche Macht der Länder durch ihre Unternehmen und Banken über Gegenwart und Zukunft des Planeten entscheiden, hat unser Engagement für unsere Mutter Erde nicht nachgelassen. Auch heute noch gelten, wie vor Hunderten von Jahren, unsere überlieferte Weltanschauung und unser Wissen über die Artenvielfalt. All dies geben wir auch in der heutigen Zeit mündlich weiter, und es hat großen Einfluss auf unsere Spiritualität. Das Wort unserer Brüder und Schwestern hat heutzutage einen symbolischen Charakter, aber es ist von entscheidender Bedeutung für den Frieden und die Rettung der Welt.

Liebe Brüder und Schwestern, über den Frieden zu sprechen heißt, über das Leben zu sprechen. Jede und jeder Einzelne von uns trägt Verantwortung, wo auch immer wir auf dieser Welt leben. Wenn alle Arten und Ausdrucksformen des Lebens aufhören zu atmen, werden wir und die gesamte Menschheit untergehen.

Während ich diese Botschaft schreibe, gehen mir Tausende von Gedanken durch den Kopf. Ich denke an die Geschichten, Erlebnisse und Beschreibungen unserer mündlichen Kultur, welche die Jahrhunderte und die Zeit überdauert haben, und zwar von dem Zeitpunkt an, als die Schöpfer unserer indigenen Welt die Berge, Flüsse, Felsen, Wasser, Luft, Sonne, Sterne und das Leben auf diesem Planeten erschaffen haben. Diese spirituelle und traditionelle Weltanschauung der sichtbaren und unsichtbaren Welt ist heute vom Aussterben bedroht.

Das Territorium stellt die wichtigste Verbindung zur Mutter Erde dar und ist gleichzeitig das kollektive Gedächtnis, das die kulturelle Entwicklung der indigenen Völker in der Vergangenheit ermöglicht hat und auch heute noch ermöglicht. Es ist ein Raum, den sich die Menschen zu eigen gemacht haben und aus dem die Güter und Ressourcen zum Nutzen des Einzelnen und der Gemeinschaft kommen. Hier wer-

den Machtbeziehungen gelebt, die Gesellschaft mobilisiert, und die ethnischen Bevölkerungsgruppen tragen ihre Forderungen vor. Es ist ein kollektives Erbe, auf dem sich Güter, Wissen, Organisationen und Beziehungen befinden (Land, Wälder, Wasserquellen, heilige Orte, Wissen, Regierungen). Mutter Natur ist ein Ganzes, das uns verbindet. Um in Kontakt mit ihr treten zu können, benötigen wir Feuer, Wasser, Erde und Luft. Wenn wir aber nicht mit Sonne, Mond und Sternen verbunden sind, sehen und verstehen wir nichts. Wir alle sind ein Teil des Ganzen und ergänzen uns gegenseitig, um ein Gleichgewicht zu erreichen.

Die Menschen und Lebewesen im Regenwald des Amazonasgebiets legen ihre Wege auf Flüssen, zu Wasser und in der Luft zurück. Das ist unser Territorium. Da aber heutzutage das Leben auf der Erde bedroht ist wie nie zuvor, wollen wir, dass unsere Stimme gehört, unsere Weltanschauung respektiert und unser heiliges Wissen über das Leben und Mutter Natur berücksichtigt werden.

Der indigene Frieden und der Klimawandel

Die zentrale Botschaft der heutigen Zeit ist vielleicht die folgende: Solange weiterhin ein kleiner Teil der Welt ein globales Entwicklungsmodell verfolgt und damit die Natur systematisch zerstört und das indigene Wissen ablehnt, das diesen Planeten retten kann, solange diejenigen vertrieben und ermordet werden, die sich für den Schutz der Natur einsetzen, und solange man einfach nicht sehen will, dass die Lebensadern der Natur austrocknen



und zur Neige gehen, wird diese fortschrittliche aber gleichzeitig unwissende Generation die Geschichte ihrer eigenen Zerstörung schreiben. Nichts wurde weltweit in den Kanälen der mächtigen sozialen Netzwerke so häufig geleugnet wie der indigene Frieden und der Klimawandel.

Warum ist es eigentlich so schwierig, den indigenen Frieden zu verstehen? Wenn schon die bedeutendsten Wissenschaftler der großen Universitäten der akademischen Welt nicht in der Lage sind, den Menschen begreiflich zu machen, dass nur noch sehr wenig Zeit bleibt, um den Klimawandel zu stoppen, was muss man denn dann tun, um verständlich zu machen, dass unsere Kulturen seit 15.000 Jahren nicht nur davon sprechen, dass wir das heilige Leben in jedem Bereich der Natur achten und bewahren und das Gleichgewicht der Natur aufrecht erhalten, sondern dass wir dies auch praktisch umsetzen. Doch heutzutage wird dieses Gleichgewicht zerstört und viele Menschen werden aus ihrem natürlichen Lebensraum vertrieben. Heute macht es auch keinen Sinn mehr, auf den guten Willen von politischen Mechanismen zu warten, die auf Gesetzen basieren, die nur auf dem Papier existieren. Es ist vielmehr notwendig, ein neues Bewusstsein bei all denen zu wecken, die auch noch nach dem Jahr 2030 leben wollen. Wir brauchen ein erfülltes und menschenwürdiges Leben, wie die Energie

der Sonne und des Mondes, die für alle Menschen gleichermaßen leuchten. Wir müssen dafür sorgen, dass die gesamte Menschheit zu diesem Bewusstsein gelangt und im kollektiven Wohlstand leben kann. Es darf nicht mehr sein, dass Völker zu Hunger und Gewalt verurteilt sind.

Unsere Vorstellung von Frieden

Unsere Vorstellung vom Frieden besteht heute darin, die Welt dazu zu motivieren, sich dauerhaft für das Leben einzusetzen, ein starkes kollektives Netzwerk zu bilden, damit alle gemeinsam diesen aufrichtigen Dialog umsetzen können, in dem die Weisheit der indigenen Völker sich auf Augenhöhe mit Wissenschaft und Technik befindet, um so die Entwaldung, den Raubbau von Ressourcen und die Kontamination der Wasserquellen zu stoppen und der Menschheit wieder Luft zum Atmen zu geben.

Unsere Lebensweise jenseits von Uhr oder Kalender hat keine Zeit mehr, um mit dem grenzenlosen industriellen Wachstum weiterzumachen. Wir müssen diese Wahrheit immer und immer wieder der Welt mitteilen. Schluss mit den Lügen, die nur dazu dienen, den Applaus der Schwächsten zu erheischen. Es ist unmoralisch und inakzeptabel, dass

Abbildung Seite 45:

Vater mit seinen Söhnen im Yanomami-Dorf Watoriki, Brasilien.

im Amazonasbecken 7 Millionen Quadratkilometer Regenwald zerstört werden, um den Lebensstandard der Mittel- und Oberschicht einiger weniger Länder zu erhalten, die auch weiterhin über die modernste Technik und beste Ernährung verfügen wollen und dafür die Zerstörung des Lebensraums der indigenen Völker im Amazonasgebiet in Kauf nehmen.

Ein Weg vom Himmel zur Erde

Wir sind wie ein großer, starker, imposanter und fruchtbarer Baum, tief verwurzelt im Territorium, in Weltanschauung, Kultur und Wissen. Unsere Vorschläge müssen verstanden werden. Was weiß man denn wirklich über die Ereignisse in Bagua (Peru)? Wie sieht es heute, 10 Jahre später, aus? Die Menschen, die sich für die Verteidigung der Natur eingesetzt haben, warten immer noch auf Gerechtigkeit. Stehen die Brüder und Schwestern vom Volk der Woarani alleine da, wenn sie sich der Entscheidung des ecuadorianischen Staates widersetzen und ihren Urwald nicht gegen Erdöl eintauschen wollen? Wird die Welt dem Kampf der indigenen Völker zur Verteidigung des Indigenen-Schutzgebiets und Nationalparks TIPNIS auch in Zukunft tatenlos zusehen? Wissen wir wirklich, was die Botschaft der Brüder

und Schwestern vom Volk der Kichwa von Sarayaku ist, wenn sie vom „lebenden Wald“ sprechen? Braucht die Menschheit die heiligen Quellen der Flüsse Napo und Marañon? Erreicht die Botschaft der indigenen Völker von La Minga in Kolumbien die Welt? Können wir die spirituelle und ökologische Verbindung zwischen den Ökosystemen der Anden, des Amazonasbeckens und des Atlantiks wiederherstellen? Oder brauchen wir etwa Menschen, die weiterhin Fracking, den Bau von Wasserkraftwerken, die Förderung der gesamten Ölvorkommen, die Goldgewinnung und die Kontamination des Wassers im ganzen Amazonasbecken zulassen?

Zweifelsohne ist der Frieden, den wir brauchen, heutzutage ein Weg vom Himmel zur Erde, geleitet vom Lebensfaden und genährt vom heiligen Wasser der Wahrheit. Der Frieden ist eine starke Kraft, die ständigem Wandel unterworfen ist und versucht, in Kontakt mit den Kindern von Mutter Natur zu treten. Wir müssen auf den Frieden hören und für ihn kämpfen. Daher rufe ich alle Religionen dazu auf, die Götter weiterhin zu bitten, dass die Gebete für den Frieden in die Tat umgesetzt werden, dass die von Papst Franziskus einberufene Amazonas-Synode ein Licht ist, das nicht erlischt, dass die Klimagipfel zu sichtbaren Wegen werden, auf denen die Menschen gehen können, stets im Bewusstsein ihrer Verantwortung angesichts der größten Herausforderung, der wir uns in der heutigen Zeit gegenüber sehen.

Abbildung Seite 47:

Indiginer aus dem Volk der Yanomami mit Pfeil und Bogen.

„ Wenn wir uns dessen bewusst sind, wie unser Lebensstil, unsere Art zu produzieren, Handel zu treiben, zu konsumieren und Abfall zu hinterlassen, das Leben unserer Umwelt und unsere Gesellschaften beeinträchtigen, erst dann werden wir die Wendung zu einer ganzheitlichen Richtung einschlagen können.“

Vorbereitungsdokument zur Amazonassynode, 53





Zukunft auf dem Land

Wegweisendes Projekt für Bauern gegen die Landflucht in Bolivien
Von Christina Weise (Text) und Martin Steffen (Fotos)

Das Leben in den bolivianischen Anden ist geprägt von harter Arbeit und Hunger. Viele Bauern fliehen daher in die Städte. Bei einem Projekt der katholischen Kirche lernen sie alternative und ökologische Anbaumethoden, damit sie von ihrer Ernte leben und sogar zusätzliche Einnahmen generieren können.

Hellrot, ockerfarben und graubraun strecken sich die bolivianischen Anden gen Himmel. Majestätisch. Atemberaubend. Mauricio García nimmt das nicht zur Kenntnis. Dem Panorama den Rücken zugekehrt, zieht er leicht gebückt in schnellen, gleichmäßigen Bewegungen mit seiner Hacke eine Furche ins Feld. Das liegt mitten in der Gebirgskette, ganz oben an einem Berghang auf knapp 3.000 Metern. Hinter Don Mauricio streut seine Frau Gregoria Samen in die Rille, der junge Andrés bedeckt die Saat mit Erde.

Den einzigen Schatten vor der gleißenden Sonne bieten ihre beigefarbenen, breitkrepfigen Hüte, die sie tief ins Gesicht gezogen

Abbildung Seite 48:

Gregoria Serrano setzt Okra. Sie und ihr Mann Mauricio García haben ihre Felder auf nachhaltige Landwirtschaft umgestellt.

Abbildung Seite 49:

Angelegte Terrassenfelder und Aufforstung im Dorf Tumuyo, Bolivien.



haben, jeder verziert mit einem bunten, von Doña Gregoria gewebten Band mit indigenem Muster. So beeindruckend die Landschaft auf den ersten Blick wirkt, so traurig ist sie auf den zweiten. Erbarungslos wirft die Sonne ihr grelles Licht auf die staubtrockene, mit Steinen durchsetzte Erde. Jeder schattenspendende Baum ist eine Wohltat, aber die Landschaft in der Region Tapacarí, 80 Kilometer von der Großstadt Cochabamba entfernt, ist entsetzlich kahl. Auf halbem Weg von Don Mauricios Feld zum trockenen Flussbett stehen doch ein paar Bäume, es

Abbildung Seite 50:

Bäuerin in der Gemeinde Tapacarí. Durch die Umstellung ihrer Felder auf nachhaltige Landwirtschaft sind die Bauern der Gemeinde zu bescheidenem Vermögen und friedvollem Leben gekommen.

Abbildung Seite 51:

Ricardo Crespo Torrico ist Agraringenieur und leitet für die „Pastoral de la tierra“ ein Projekt für nachhaltige Landwirtschaft in der Gemeinde Tapacarí in der Nähe von Cochabamba, Bolivien.

ist fast ein kleines Waldstück. Hier liegt das Dorf Palca Molino, hier wohnt Don Mauricio mit seiner Frau, seiner zweitjüngsten Tochter, einem Enkel und dem Erntehelfer Andrés. Fast eine Stunde ist es zu Fuß vom Feld bis zu den Bäumen. Auf einem staubigen und extrem schmalen Trampelpfad, direkt am steilen Hang entlang. Vorbei an den hohen Eukalyptusbäumen und Kiefern, gelangen die drei schließlich zu zwei winzigen Ein-Zimmer-Lehmhütten, zwei Lebensmittelspeichern, einem Geräteverschlag und einer Hütte, die als Küche dient.

Rettende Stadt?

„Früher waren wir sehr arm. Ich bin in Armut geboren, habe mein ganzes Leben hungern müssen“, erzählt Don Mauricio. Auch seine neun Kinder wuchsen in extremer Armut auf, trotz täglicher harter Arbeit. „Wir wussten einfach nicht, wie wir an Essen kommen sollten. Die Erde gab nicht genug her.“ So leben die meisten seiner Kinder und die anderen jungen Leute des Dorfes heute in der Stadt. Die Aussicht auf einen Job und somit regelmäßige Mahlzeiten waren zu verlockend. Auch Don Mauricio ging früher oft in die Stadt, um sich mit verschiedenen Aushilfstätigkeiten Geld dazu zu verdienen und Lebensmittel zu kaufen.

Bolivien war und ist das Armenhaus Südamerikas, und dennoch: Das Land gehört zu den am stärksten wachsenden Volkswirtschaft-



ten des Subkontinents. Zwischen 2006 und 2015 erzielte es ein durchschnittliches Wirtschaftswachstum von rund fünf Prozent. Aus dem sogenannten Entwicklungsland wurde ein Land mit mittlerem Einkommensniveau. Das liegt an einem Entwicklungsmodell, das auf dem Abbau von Bodenschätzen und exportorientierter Agrarindustrie beruht. Die Verlierer sind dabei allerdings häufig die Kleinbauern. Investoren kaufen immer mehr Land auf, erschließen natürliche Ressourcen und bauen großflächig für den Export bestimmte Agrarprodukte an. Dieser Konkurrenz ist die ländliche Bevölkerung nicht gewachsen, auch wenn die Regierung sie unterstützt und die Infrastruktur auf dem Land verbessert. So wachsen die Städte. In den letzten 17 Jahren stieg die Bevölkerung von Cochabamba um 25 Prozent an. Der Hauptgrund: Landflucht. Die Präfektur von Cochabamba ist mit dem Zustrom überfordert, Lösungen für die Menschen auf dem Land bietet sie allerdings kaum. Anders die katholische Kirche: Seit Jahrzehnten setzt sie sich hier für die Menschen und den Erhalt der Natur ein. Ein Umweltprojekt bietet konkrete Hilfe mit spürbaren Verbesserungen. Don Mauricio war der erste, der von diesem Projekt profitierte, weil er als Erster wagte, etwas Neues zu probieren. Den entscheidenden Weg wies dem Katecheten sein Glaube. Dadurch fand er den nötigen Mut, zwei Fremden und ihrem Projekt zu vertrauen. Der deutsche Priester Axel Gerling und der bolivianische Agrarökonom Ricardo Crespo Torrico begannen Anfang der

1990er Jahre in den beiden ausgedehnten Landparzellen in der Region Tapacarí eine Pastoral im Einklang mit der Natur und ausgerichtet auf die Kultur und Bedürfnisse der Einheimischen aufzubauen.

Glaube und Vertrauen

Regelmäßig kamen sie zu Besuch, feierten Gottesdienste, bauten Vertrauen auf und informierten die Menschen über alternative Agrarmethoden. „Es war nicht einfach für Don Mauricio, er wurde beschimpft und angegriffen, die Menschen sind hier sehr misstrauisch“, sagt Ricardo Crespo, der zum kleinen Pastoralteam der Pfarrei gehört, das bis heute hier aktiv ist und nun vor allem junge Erwachsene seelsorgerisch betreut und landwirtschaftlich berät. Zusammen mit Don Mauricio legte er vor 30 Jahren Terrassenfelder an, durch die das Regenwasser gefiltert und länger gespeichert wird – ausschlaggebend für eine bessere Ernte in der regenarmen Region. Die Technik war auch schon frühesten indigenen Kulturen bekannt, doch war sie verloren gegangen. Genauso wie die Kenntnisse über Mineralien und Mikronährstoffe, die reichlich in den Felsen vorhan-



den sind und guten Dünger abgeben. „Wir müssen dieses Wissen wiederherstellen“, sagt Ricardo Crespo, der wie Don Mauricio Quechua-Indigener ist. „In Verbindung mit modernen Kenntnissen können wir viel erreichen. Aber immer auf Augenhöhe und ohne ein Abhängigkeitsverhältnis zu schaffen.“ Und ohne Agrargifte. Zu dem kirchlichen Projekt, das vom Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unterstützt wird, gehören auch Jugendkatechese, die Errichtung von Wasserspeichern und das Pflanzen von Bäumen. Denn der Bedarf an Holz ist groß, auch in der Stadt wird der Rohstoff gebraucht, aber ans Aufforsten dachte lange niemand. So sieht die einst bewaldete Region heute traurig kahl aus, der Boden bleibt ungeschützt vor den gleißenden Sonnenstrahlen und trocknet weiter aus. Gleichzeitig regnet es durch den Klimawandel weniger, statt sechs dauert die Trockenzeit inzwischen sieben Monate, und damit steigt die Verdunstung. „Mir ist es wichtig, Menschen, Natur und Glauben gemeinsam zu stärken“, sagt Ricardo Crespo. „Und ich sehe, dass es hier gelingt.“

Unter Apfelbäumen

Das ist daran zu erkennen, dass Don Mauricio heute dicke Kartoffeln, Mais und Gemüse erntet – und zwar genug, dass es zum Leben reicht und so viel, dass er einen Teil davon sogar verkaufen kann. Das ist einer der Gründe, weswegen er noch in die Stadt fährt

– freiwillig und ohne Druck. „Das hätte ich nie gedacht. Die Erde hier ist arm an Nährstoffen und wir hatten nicht die richtigen Methoden, wir wussten es einfach nicht besser“, sagt der 70-jährige Bauer. Sein ältester Sohn kommt mittlerweile regelmäßig aus Cochabamba aufs Land und hilft bei der Arbeit, Don Mauricios jüngste Töchter wollen auf dem Land wohnen bleiben.

So auch der 38-jährige Roberto Condori. Er wohnt mit seiner achtköpfigen Familie in Tumuyo, einem 40 Familien umfassenden Dorf in der Nähe. Roberto, der unter seiner traditionellen indigenen Jacke ein Fußballtrikot trägt, wollte nie in die Stadt ziehen, doch die schwindenden Ernteerträge brachten ihn dazu, dies Prämisse zu hinterfragen. Dann, vor acht Jahren, überredete Ricardo Crespo den Bauern, Apfelbäume zu pflanzen. Die Region Tapacarí war zuvor nicht für Äpfel bekannt. Einige Bauern hatten Erfahrungen mit Pfirsichen. „Und das genau ist der Punkt“, sagt der Agrarökonom. Das Obst bereichert den Speiseplan der Menschen und bringt gute Einkünfte. Die Äpfel wachsen gut und erzielen hohe Preise. 82 Bäume besitzt Roberto, ein Baum bringt in einem guten Jahr rund 18 Kilogramm Äpfel. Im letz-



ten Jahr nahm Roberto mit dem Verkauf der Äpfel 650 Euro ein. Stolz bestätigt er: „Die Äpfel verkaufen sich unglaublich gut.“

Wo es genug zu Essen gibt, herrscht Friede

Den Hut in der Hand, kriecht Roberto unter das grüne Netz, das über seine beeindruckende Apfelplantage gespannt ist. Es hält die Vögel fern, die auch gern von den rot leuchtenden Früchten naschen. „Bei der ersten Ernte aßen meine Kinder unreife Äpfel. Jetzt haben sie gelernt zu warten“, sagt er und beobachtet grinsend, wie seine Jungs unter den schattenspendenden Bäumen herumhüpfen und versuchen, an die reifen, saftigen Äpfel zu kommen. „Wir müssen noch herausfinden, wann die richtige Zeit ist, um die Bäume zurückzuschneiden und wann sie blühen. Das ändert sich jährlich, aber es ist auch spannend.“ Seine Zukunft auf dem Land ist gesichert. Er schnappt sich den dunkelgrünen Schlauch aus dem Wasser und gießt seine wertvollen Apfelbäume. Alle zwei Wochen ist die Familie an der Reihe und kann das Wasser aus dem runden Wasserspeicher benutzen. Auch dieser ist ein Ergebnis des kirchlichen

Projekts, das von Adveniat unterstützt wird.

Bei den Apfelbäumen war Roberto der Vorreiter. Don Mauricio machte es ihm fünf Jahre später nach. Heute blickt er trotz der kahlen Umgebung ins Grüne, wenn er auf dem kleinen wackeligen Holzhocker vor seiner Tür sitzt. In der Hütte hinter ihm steht das Ehebett, darüber hängen Kleider auf einer Leine, an der Wand türmen sich Kartoffeln – und vor ihm wiegen Apfelbäume im Wind. Er kann es immer noch nicht richtig glauben. „Die Menschen hier arbeiten nachhaltig, sorgen für sich und die kommenden Generationen“, sagt Ricardo Crespo zufrieden. „Gewalt und Unzufriedenheit haben stark nachgelassen, denn dort wo es genug zu essen gibt, herrscht Friede.“

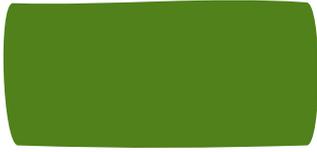
Abbildung Seite 52:

Ricardo Crespo Torrico mit dem Bauern Maurício García. Ricardo Crespo Torrico ist Agraringenieur und leitet die „Pastoral de la tierra“.

Abbildung Seite 53:

Ricardo am Wasserreservoir in Tapacarí: Durch die Wiederaufforstung ist es gelungen, das Wasser im Boden zu halten. Die Bäume sorgen auf natürliche Weise dafür, den Boden zu festigen.





Abbildungen Seite 54:

Kinder im Dorf Tumuyu in der Gemeinde Tapacarí (oben).

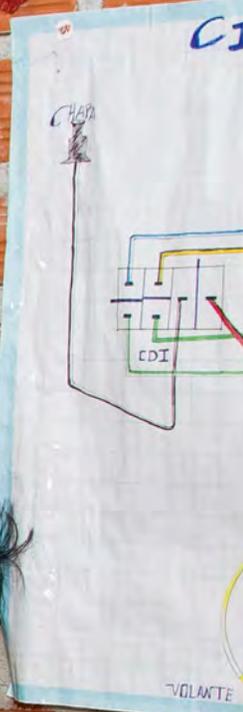
Friedvolles Leben: Ausreichendes und gesundes Essen wie diese Gemüsesuppe sorgt für Zufriedenheit (Mitte).

Ricardo Crespo Torrico führte nachhaltige Landwirtschaft in der Gemeinde Tapacarí ein (unten).

Abbildung Seite 54/55:

Bäuerin bei der Apfelernte. Die Umstellung ihrer Felder auf nachhaltige Landwirtschaft hat den Menschen in Tumuyo ein bescheidenes Auskommen gesichert. Dies fördert das friedvolle Zusammenleben.





Städtische Traumfänger

Landflucht in Peru: Ein kirchliches Ausbildungszentrum bietet Chancen für den Neuanfang
Von Christina Weise (Text) und Martin Steffen (Fotos)

Er ist Taxifahrer ohne Schulabschluss und sehnt sich nach einer besseren Zukunft. Luís kam als Kind allein vom Land in die nordperuanische Stadt Jaén, um seine Träume zu verwirklichen. Ihm und seinem Bruder könnte das gelingen – mit Hilfe der kirchlichen Einrichtung Cetpro, die von einer Ordensfrau geleitet wird.

Ganz oben am Berghang, da, wo der Asphalt aufhört, wohnt Luís. Das letzte Stück bis zu dem einfachen Backsteinhaus mit dem großen Tor ist so steil, dass er sein Mototaxi manchmal schieben muss. Ein Mototaxi ist ein umgebautes Motorrad mit einer Sitzbank für die Fahrgäste hinten und einem Dach. Luís ist stolz auf sein knallrotes Gefährt und kümmert sich liebevoll darum. Es ist sein Hobby und sichert sein Einkommen. Wie viele Männer in Jaén arbeitet der 19-Jährige als Taxifahrer. Jeden Nachmittag schlängelt er sich durch die schmalen Straßen der Stadt und drängelt sich an den vielen anderen Taxifahrern vorbei auf der Suche nach Fahrgästen. Der chaotische Verkehr, das ständige Hupen und der permanente Geruch nach Abgasen weckten seine Liebe zur Mechanik.

Mit zehn Jahren kam Luís in die 80.000-Einwohnerstadt Jaén im Norden Perus, um die weiterführende Schule zu besuchen. Ganz allein. Seine Eltern leben auf dem Land und sind wie alle in der Familie Kaffeebauern. Für Luís war schon früh klar, dass er nicht in ihre Fußstapfen treten wird: „Ich bin als erster der Familie weggegangen, weil ich mehr vom Leben

will.“ Zuerst wohnte er bei einer befreundeten Familie, als sie ein weiteres Kind bekamen, musste er ausziehen. Die Schule brach er mit 14 Jahren ab, weil er nicht genug Geld hatte. Also lieh er sich ein Mototaxi, lernte die Straßen der Stadt kennen und wurde einer der rund 11.000 Mototaxifahrer von Jaén. 20 Soles verdient Luís an einem Nachmittag (rund 5,30 Euro, Stand Juni 2019), damit kommt er gerade so über die Runden, doch dafür muss er viele Kilometer zurücklegen – in der brennenden Mittagssonne einer wärmsten Städte Perus.

Der Ausweg: Weg vom Land, hinein in die Stadt

Jaén, die Stadt sowie die gleichnamige Provinz im nordperuanischen Hochdschungle, leben von der Landwirtschaft. Auf den fruchtbaren Feldern der Region werden vor allem Reis und Kaffee angebaut, aber auch Kakao, Mais, Mango und Avocado. Hinzu kommen Milchproduktion, Vieh- und besonders Meerschweinchenzucht – die Tierchen werden hier gerne gegessen. Obwohl das Land fruchtbar ist, lebt die Landbevölkerung in großer Armut. Industrielle Agrarunternehmen machen den Kleinbauern Land und Markt streitig. So profitieren diese wenig bis gar nicht von dem weltweiten Interesse an Kaffee und Reis und werden im Allgemeinen in der Region nicht wertgeschätzt. Vor allem auf der Suche nach besseren Lebensbedingungen zieht es die Menschen in die Städte. Lateinamerika ist in den letzten 50 bis 60 Jahren zur stärksten urbanisierten Region der Erde geworden. Nach dem *Royal Melbourne Insitute of Technology* leben inzwischen mehr als 80 Prozent der lateinamerikanischen Bevölkerung in städtischen Gebieten. Obwohl Peru in den letzten zehn Jahren aufgrund der boomen-

Abbildung Seite 56:

Luís Banda Medina in seinem Wohnzimmer. Er besucht den Zweiradmechanikerkurs im Cetpro, einem kirchlichen Berufsausbildungszentrum in der peruanischen Stadt Jaen, in dem Jugendliche einen Beruf erlernen können.

den Wirtschaftssektoren wie Bauwesen, Bergbau und Handel und vor dem Hintergrund der zunehmenden Globalisierung mit fast sechs Prozent die höchste durchschnittliche Wachstumsrate in Lateinamerika erzielt hat, stehen junge Peruaner vor schwierigen Arbeitsmarktbedingungen. Die Internationale Arbeitsorganisation ILO stuft die Jugendarbeitslosenquote fast dreimal höher ein als die Erwachsener. Auch die Integration junger Menschen auf dem Arbeitsmarkt bleibe prekär, die Erwerbsquote der 15- bis 24-Jährigen lag 2014 bei 41 Prozent. Die Mehrheit arbeitet im informellen Sektor, jeder zweite junge Arbeitnehmer ist prekären Arbeitsbedingungen ausgesetzt. Mehr als ein Sechstel der Jugendlichen, die Mehrheit davon Frauen, haben weder eine Arbeit noch eine Ausbildung.

Ohne Schulbildung ist es in der Stadt sehr schwer

Einen Ausbildungsplatz zu bekommen ist für Jugendliche vom Land nicht einfach, in die Städte kommen sie meist ohne Schulabschluss, Kontakte und finanzielle Unterstützung. Auch in Jaén mangelt es an Zukunftschancen für junge Erwachsene. Die Folge: Es gibt rund dreißig kriminelle Jugendbanden; Prostitution, Menschen- und Drogenhandel florieren. Genau da setzt Schwester Sonia Herrera Cabezas an. Seit 2015 ist sie Direktorin des Ausbildungszentrums Cetpro (*Centro de Educación Técnico Productiva*),

seitdem die ehemals staatliche Ausbildungsstätte in kirchliche Trägerschaft kam. Seitdem fördert sie gezielt junge Erwachsene aus einkommensschwachen Familien, um ihnen den Anstoß für einen erfolgreichen Start ins Berufsleben und eine selbstbestimmte Zukunft zu geben. Dabei wird sie vom Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unterstützt. „Wir zeigen den Schülern, wie sie sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen können. So werden sie aktiver, zufriedener und selbstbewusster“, erklärt Schwester Sonia. Schon von weitem duftet es nach frisch gebackenem

Abbildungen Seite 58:

Mototaxis sind das meistgenutzte Fortbewegungsmittel in der nordperuanischen Stadt Jaen. Mehr als 11.000 dieser Gefährte, mit denen nahezu alles transportiert wird, gibt es in der Stadt.

Abbildung Seite 59:

Schwester Sonia Herrera Cabezas leitet das Berufsausbildungszentrum Cetpro in Jaen. Beim Fußballturnier, bei dem sich Jungen und Mädchen sportlich messen, ist sie gern gesehener Gast.





Brot. Von links dringen Motorengeräusche und Hammerschläge über den großen Platz, rechts brummen Föhne und kichern junge Frauen. Die Kurse im Ausbildungszentrum sind in vollem Gange. Vormittags und nachmittags findet in dem flachen Gebäude praxisorientierter Unterricht statt in Bäckerei, Konditorei, Maßschneiderei, Friseurhandwerk und Zweiradmechanik. Die Schüler lernen hier aber nicht nur das Handwerk, sondern auch unternehmerisches Denken und Buchhaltung. Genau das, was Luís braucht. Als einzige Berufsschule in Jaén bietet das Cetpro die Ausbildung zum Zweiradmechaniker an und somit etwas, das in der Stadt der Mototaxis immer gebraucht wird. „Kaffee ist ein Saisonprodukt. Eine zeitlang arbeitest du total viel und dann wieder gar nicht. Mototaxis werden das ganze Jahr gebraucht und gehen immer wieder kaputt,“ sagt er und fährt sich grinsend durch die schwarzen Haare.

Glaube, Verantwortung, Respekt und Solidarität

„Die Ausbildung dauert nicht lange und ist nicht teuer. So können die Schüler schnell beginnen, selbst ihr täglich Brot zu verdienen“, erklärt Schwester Sonia. Luís zahlt für ein Jahr Ausbildung 200 Soles. Um ein gutes Miteinander zu garantieren stehen für die Direktorin Glaube, Verantwortung, Respekt und Solidarität im Mittelpunkt. Regelmäßig bespricht und reflektiert sie die vier Werte mit den Auszubildenden. Einmal in der Woche gibt sie ihnen religiöse

Impulse, beantwortet Fragen, hört sich Sorgen an und probt mit ihnen den Umgang mit potenziellen Kunden. „Ich möchte ihnen Wertschätzung, Selbstbewusstsein, Solidarität und vor allem Selbstständigkeit mitgeben. Wenn sie ihren Lebensunterhalt verdienen können, kehrt bei ihnen Frieden ein.“

Die Träume erscheinen in der Stadt realistischer

Wie bei Luís. Seit vier Jahren wohnt er zusammen mit seinem 17-jährigen Bruder in einer illegalen Siedlung oberhalb der Stadt. Das Haus ist eine Mischung aus Wohnraum und Garage, ihr Vater baute es selbst nach ihren Bedürfnissen. Im großen Vorraum stehen ein Herd, ein Regal mit Bananen, Mandarinen und Geschirr, ein Tisch mit zwei Stühlen, daneben parken ihre beiden Mototaxis – in Sicherheit. Die Kriminalitätsrate in Jaén ist hoch und Mototaxis sind begehrt. Hinter einem Tuch versteckt hängen eine Handvoll Werkzeuge an der Wand. Luís ist stolz darauf und steckt jeden Sol, den er erübrigen kann, in seine Sammlung. Einen Kühlschrank gibt es nicht. Zum Frühstück kochen die Brüder Reis oder frittieren Maniokwurzeln. Das Haus ist sauber und



aufgeräumt, die Jungs teilen sich die Hausarbeit, nur das Dach weist kleine Löcher auf.

Ihre Lebenssituation ist zunächst nicht besser als auf dem Land, aber hier erscheinen ihre Träume realistischer. Konzentriert sitzen Luís und Alex jeden Vormittag mit neun weiteren Schülern vor einer Werkbank und schauen zu, wie ihr Lehrer einen Motor zerlegt. Dabei erklärt er, wie der Motor funktioniert und wie sie ihn reparieren können. Im Rücken des Lehrers hängen an der Wand sorgfältig aufgereiht Zangen, Schraubenschlüssel, Hammer, und im Rücken der Schüler stehen zwei alte Motorräder, an denen sie gleich üben werden. Werkzeuge und Werkstatt im Cetpro dürfen die Auszubildenden auch am Wochenende nutzen.

Ein Geschenk für den Vater im Heimatdorf

Das Angebot nehmen die Brüder dankend an. Zurzeit schrauben sie in jeder freien Minute an einer gebrauchten Maschine als Geschenk für ihren Vater. „Ich werde ihm dann endlich Motorradfahren beibringen, damit er uns mal besucht“, sagt Luís und zeigt bei einem breiten Lächeln seine weißen,

gesunden Zähne. Nach der Ausbildung plant er ein Praktikum, danach möchte er eine Zeitlang in einer Werkstatt aushelfen. Um Erfahrungen zu sammeln und einen Kundenstamm aufzubauen. Luís musste früh erwachsen werden und überlässt nichts dem Zufall. Aber jetzt wagt er zu träumen: von einer eigenen Werkstatt speziell für Motorräder, zusammen mit seinem Bruder.

Abbildung Seite 60:

Luís Banda Medina besucht den Zweiradmechanikerkurs im Cetpro. Motorräder gibt es genug in der Stadt – und damit genug Arbeit für den angehenden Fachmann.

Abbildung Seite 61:

Miguel Ángel Bardales Tapia ist Lehrer für Zweiradmechanik am Cetpro in Jaén, Peru. Die Kurse bedeuten für die jungen Teilnehmer den Einstieg in die erträumte Zukunft von einem Leben in Frieden und bescheidenem Wohlstand.





Mit erhobenen Händen

Der kolumbianische Künstler Freddy Sánchez Cabellero malt sich seine Wut über die Zerstörungen des Regenwaldes von der Seele – Von Tobias Käufer (Text und Fotos)

Im Auftrag von Adveniat hat der kolumbianische Künstler Freddy Sánchez ein Kunstwerk erstellt, das während der Amazonassynode in Rom ausgestellt wird. Im Anschluss an die Synode kommt es nach Deutschland. Es ist ein Zeugnis für den wehrhaften Wunsch der indigenen Völker nach einem friedlichen Leben im Lebensraum Amazonas.

Jeder Pinselstrich ist eine Anklage. Und eine Aufforderung sich zu ändern, sich zu wehren, sich zu engagieren. Der kolumbianische Künstler Freddy Sánchez Cabellero greift zu Farbe und Stafette, um aufmerk-

sam zu machen auf das Leid des Amazonas-Regenwaldes, der dort lebenden Menschen, Tiere und der Natur. Auf die rücksichtslose Abholzung von Bäumen, auf Umweltzerstörung und Gier. Seine Heimat gehört zu jenen Ländern, in denen besonders brutal vorgegangen wird. Menschenrechtsverteidiger und soziale Aktivisten werden ermordet, weil sie illegalem Holzschlag, Bergbau und Drogenanbau im Weg stehen. Und einer immer mächtiger werdenden Agrar-Industrie, die noch mehr Flächen für die industrielle Nahrungsproduktion will. Weil sie die Natur gegen rechtsextreme paramilitärische Banden und linke Guerillabanden verteidigen

Abbildung Seite 62:

„Amazonas“, Acryl auf Leinwand, 120x80 cm, Juni 2019.

Abbildung Seite 63:

Freddy Sánchez in seinem Atelier in Medellín.



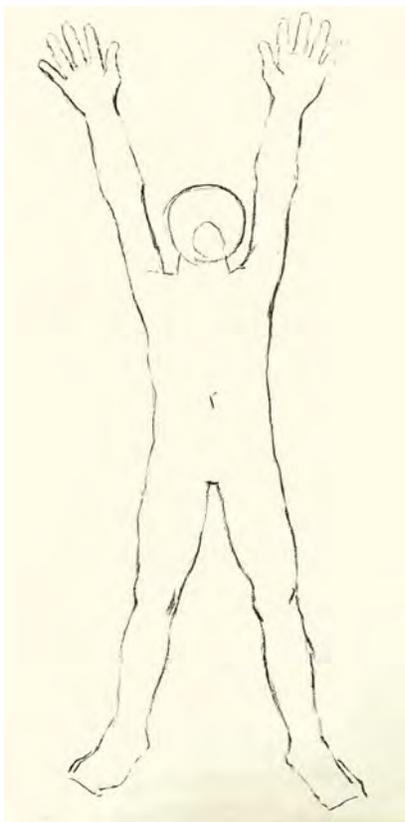
wollen, die all das Unheil anrichten – oft im Auftrag von multinationalen Unternehmen, Drogenkartellen oder Großgrundbesitzern. Sánchez ist geboren in Lorica in der nordkolumbianischen Provinz Córdoba, die von Großgrundbesitzern dominiert wird. Er hat miterlebt, wie indigene Gemeinden unter der Agrar-Lobby leiden, sie heimat- und perspektivlos wurden. Sánchez arbeitet heute als Maler, als Dichter, als Schriftsteller und als Universitätslehrer. Eines seiner wichtigsten Anliegen ist der Umweltschutz.

Deshalb ist Grün die vorherrschende Farbe auf seiner Palette und auf seinen Bildern. Der Kolumbianer will aufrütteln: „Wir zerstören gerade unsere Berge. Wir zerstören unsere Flüsse. Wir zerstören unsere Wälder.“ In seinem Atelier in Medellín arbeitet er mit Symbolen aus der Zeit, als die Natur noch ganz in den Händen der indigenen Völker war. Eine Inspiration sind die Felsmalereien von Chiribiquete aus dem Südosten Kolumbiens. Sie zeigen, wie die indigenen Urvölker dieser Region damals ihre Umwelt wahrnahmen und wertschätzten. Sie zeigen Menschen, Tiere, Palmen. Vor allem aber zeigen sie die Bedeutung der Umwelt für die Menschen und wie sie damals im Einklang mit ihr lebten.

All das sei heute in Gefahr, sagt Sánchez. „Weil die Menschen der Gier alles unterordnen.“ Öl und Gasförderung, die illegale Suche nach Gold mit Hilfe von Schwermetallen wie Quecksilber, das erst das Wasser, dann die Fische und schließlich die Menschen vergiftet. Alles hänge mit allem zusammen, alles hänge voneinander ab.

Politiker wie der rechtspopulistische brasilianische Präsident Jair Bolsonaro wollten den Amazonas-Regenwald noch weiter für die industrielle Nutzung öffnen. Die aktuelle kolumbianische Regierung des Präsidenten Duque verteile Konzessionen für den Bergbau und schaue weg, wenn dort illegal abgeholzt und Bergbau betrieben werde. „Eine Katastrophe für die indigenen Völker und die Umwelt“, sagt Sánchez. Also malt er sich die Wut von der Seele. In seinem kleinen Haus in Medellín lebt er vor, was er einfordert. Einen nachhaltigen Lebensstil mit Rücksicht auf die Natur. Mal kriecht eine Schildkröte über den Boden, draußen im Garten wachsen Früchte und nisten Vögel in einem wild wachsenden Baum. Mit Interesse verfolgt er, dass die Jugend in Europa nun auf die Straße geht und sich für den Umweltschutz einsetzt. Und er hofft, dass der Funke auch nach Südamerika überspringt.

Denn Sánchez glaubt, dass eben manchmal ein Funke genug sein kann. Im Positiven wie im Negativen. Wie in der asiatischen Chaos-Theorie reicht eben ein Flügelschlag eines Schmetterlings, um auf der anderen Seite des Erdballs einen Sturm auszulösen. Ähnlich sei es mit der Umwelt. „Wenn wir einen Teil



unserer Umwelt zerstören, sei es nur einen Fluss, hat das Konsequenzen, die weitreichend sind, die sich in einer Kette fortsetzen. Die Arten gefährden und die Natur aus dem Gleichgewicht bringen können.“ Ein Symbol auf seinen Bildern ist der Jaguar. In der indigenen Kultur galt das Jaguar als Halbgott. Seine Energien waren den indigenen Kriegern heilig. Die Flecken auf seinem Fell sollen das Geheimnis des Lebens und des Todes beherbergen. Sterbe der Jaguar, dann sterbe auch der Mensch, befürchteten die Indigenen. Sánchez lässt das alles in einer Figur zusammenschmelzen, einem Jaguar, der mit erhobenen Pfoten, die wie menschliche Hände aussehen, im Grün des Regenwaldes steht. Der Jaguar galt und gilt den Mayavölkern als heiliges Tier. In den Felsmalereien von Chiribiquete ist er das am häufigsten abgebildete Tier. Der Jaguar (der in vielen präkolumbischen Kulturen ein weit verbreiteter Mythos ist) stellt den wehrhaften Indianer dar, den Mann mit dem stärksten Geist- oder Schutztier, dem Jaguar. Auf dem Bild von Freddy Sánchez erscheint der Jaguarmann allerdings schutzlos den Blicken der Jäger ausgeliefert. Also jenen Kräften, die Beute machen wollen im und mit dem Regenwald. „Was wir gerade

tun, ist seinen Lebensraum auslöschen“, sagt Sánchez. Und wer den indigenen Überlieferungen glaubt, der weiß, was dann folgt. Erst stirbt der Jaguar, dann der Mensch. Die Umweltenzyklika von Papst Franziskus „Laudato Si“ sei deshalb eine wichtige Antwort auf die drängenden Fragen in diesem Teil der Welt. Der Papst habe die Problematik erkannt. Wenn die Menschen die Berge, die Flüsse, die Täler zerstörten, dann zerstörten sie eben auch das große gemeinsame Haus, die Schöpfung. Das erinnere ihn an einige christliche Überzeugungen, die besagen, Gott nicht in den Kirchen, sondern in den Tälern, den Wäldern, den Bergen zu suchen. Das alles fordere ein komplettes Umdenken in der nationalen und internationalen Politik. „Keine Bergbaukonzessionen mehr, keine Erdöl- und Gaskonzessionen, keine Straßen mehr quer durch die ökologisch wertvollen Regionen, keine Monokulturen und ein Stoppschild für die weitere Expansion der Agrarindustrie.“ Das Wichtigste aber sei, eine Veränderung in den Köpfen der Menschen zu erreichen. Und das funktioniere nur über die Schulen und Universitäten. „Wir müssen die Kinder und Jugendlichen anders erziehen. Die Bedeutung des Umweltschutzes muss Priorität haben.“

Abbildungen Seite 64-65:

Skizzen, erste Fertigungsschritte und Details aus dem Werk „Amazonas“ des kolumbianischen Künstlers Freddy Sánchez Cabellero.



Reflexion einer Tragödie: Die Zerstörung des gemeinsamen Hauses

Der kolumbianische Künstler Freddy Sánchez Cabellero über sein Bild des „Jaguarmenschen“

Es ist noch gar nicht lange her, dass eine Gruppe von Forschern, unter ihnen auch Martin von Hildebrand, Ethnologe mit deutschen Wurzeln und Träger des „Alternativen Nobelpreises“, den Chiribiquete entdeckte. In der Sprache der Karijona (ein indigenes Volk, das zum großen Teil im Zuge des Kautschukbooms Ende des 19. Jahrhunderts getötet oder versklavt wurde) bedeutet Chiribiquete „der Berg, auf dem gemalt wird“. In diesem Ökosystem gibt es Tausende Felszeichnungen frühzeitlicher Kulturen, die im Gebiet des Río Caquetá, eines Nebenflusses des Amazonas, im heutigen Kolumbien lebten.

Unter für die damalige Zeit wohl gewaltigen Anstrengungen hinterließen diese prähistorischen Künstler durch ihre Felszeichnungen in den Höhlen und Wandnischen der hohen Tafelberge eine umfangreiche graphische Darstellung ihrer Weltansicht. Neben Jaguaren, Krokodilen und anderen Tieren werden auch die Geschichte, Mythen und das Leben dieser Urvölker dargestellt. Mit natürlichen Pigmenten wie Rot, Schwarz und Weiß wurden geometrische, naturalistische und ideogrammartige Formen auf die Felswände gezeichnet. Unter anderem werden auch Jäger dargestellt.

Der Todesschrei Jesu Christi

In meinem Bild habe ich diesen Jäger nachempfunden als eine Art Präludium zu einem präkolumbischen Christus, der seinen Todesschrei ins Universum auszustoßen scheint. Diese Vorwegnahme Jesu Christi verleiht dem Amazonas einen archaischen und apokalyptischen Charakter.

Der Gedanke, dass diese Felsenkunst schon mehr als 12.000 Jahre alt ist und lange vor dem Buch Genesis entstand und dass wir, wenn wir nichts tun, um diesen Lebensraum zu schützen, dem Ende der Zeit gefährlich näherkommen, ist erschreckend und

erschütternd ... Das Schicksal des Amazonas liegt in unserer Hand. Als ich dieses Bild malte, dachte ich nicht nur an die Bewahrung des Amazonasraums, seine nachhaltige Entwicklung, die Rolle des Menschen oder die Bedeutung des Amazonas für die Erde, sondern auch an seine symbolische Dimension.

Der Betrachter meines Bildes blickt von oben auf eine Art Karte des Amazonasgebietes, die aus einem komplexen Raster verschiedener Grüntöne besteht. Sie symbolisieren die Anbauflächen für legale und illegale Agrarprodukte. Daneben gibt es aber auch blaue und weiße Bereiche sowie schwarze und graue Flächen als Zeichen der Brandrodung der Wälder. Es werden ebenfalls unterbrochene und über das ganze Bild verstreute Tropenwaldparzellen dargestellt. In der Vergangenheit gehörte der Tropenwald allen Spezies, die ihn bewohnten, allen Indigenen, die ihn für uns bewahrt haben. Doch heutzutage befindet sich dieses Land oft in den Händen gieriger Besitzer, welche die Jahrtausende alten Bäume abholzen, um ihr Holz zu verkaufen. Dabei haben sie alles Leben in den Wäldern zerstört, Flora und Fauna sowie die Artenvielfalt. Das Amazonasgebiet ist das größte natürliche Schutzgebiet der Erde und sein Ökosystem ist stärker bedroht als je zuvor.

Wenn wir die Begriffe Baum, Tropenwald oder Fluss verwenden, wissen wir genau, wie all diese Dinge aussehen, aber wir vergessen die Magie, die hinter jedem einzelnen dieser Termini steckt. Sie drücken eine gedankliche, geheimnisvolle und nicht begreifbare Geschichte aus. Der französische Künstler Eugène Delacroix (1798-1863) sagte, das künstlerische Schaffen sei in gewisser Hinsicht



der kontemplativen Mystik ähnlich. Die abstrakten Reflexionen Delacroixs sind daher mit einem Gebet vergleichbar, das uns in Einklang mit dem Universum und dem Schöpfer bringt. Jedes Gemälde und jedes Gedicht ist ein Gebet. Seit der Erschaffung des Menschen, der erste Zeichen eines Bewusstseins zeigte, spielt sich das Leben ab in einem natürlichen Paradies, ähnlich dem des Amazonas, umgeben von blühenden Pflanzen, exotischen Bäumen und Tieren aller Formen und Farben. Das biblische Zweistromland von Euphrat und Tigris ist ebenso wie der Amazonas, der Caquetá oder der Orinoco ein Geflecht von Flüssen, die Leben hervorbringen und es schützen. Unser irdisches Paradies ist heute ein Tal des Unglücks und der Schmerzen. Unser Baum des Lebens sind alle Bäume. Die Schlange, die heute zur Sünde verführt, ist die Habgier einiger Weniger, die dieses Paradies ausbeuten wollen, um sich dadurch zu bereichern. Einige Regierungen machen mit, andere schauen einfach weg, und die Welt zeigt sich gleichgültig. Wenn dies so weitergeht, wird der Fluch am Ende alle treffen.

Der große Amazonas braucht unsere Hilfe. Aus allen Richtungen hören wir sein lautes Wehklagen: er ruft, er klagt und liegt im Sterben. Er ist wie ein lebender und verletzter Geist, ein verzwei-

Abbildung Seite 67:

Im süd-kolumbianischen Nationalpark von Chiribiquete haben Ethnologen Zehntausende prähistorische Felszeichnungen in den Höhlen und Wandnischen der Tafelberge entdeckt. Die Motive der Zeichnungen finden sich in den Mythen vieler Völker Lateinamerikas.

feltes Wesen kurz vor seinem Untergang. Wir haben über viele Tragödien der Menschheit gelesen und sie beweint, aber keine ist wie diese. Wir sehen uns einer der größten Tragödien in der menschlichen Geschichte gegenüber. Wir stehen vor der Zerstörung der Erde und damit auch vor unserer eigenen Zerstörung.

Die unerschöpfliche Schönheit des Amazonas

Mit meinem Bild möchte ich nicht die unerschöpfliche Schönheit des Amazonas erforschen, mich seinen Grenzen nähern oder alle Gräueltaten darstellen, die im Namen des Fortschritts verübt wurden. Es geht mir vielmehr darum, in einem kleinen Maßstab die unendlichen Möglichkeiten und die Trostlosigkeit aufzuzeigen und eine Reflexion über diese Tragödie anzustellen. Die Leinwand wurde mit einer breiten Palette kalter Farben zur Darstellung der pflanzlichen Elemente und mit warmen Farbtönen für die Darstellung der angsterfüllten Gestalt, die sich unter dem Laub verbirgt, behandelt. Der Auftrag des Acrylpigments erfolgte in dünnen Schichten, um den Effekt zu verstärken.

Außer dem Menschen von Chiribiquete wollte ich in meinem Werk auch den Mythos des Jaguar Menschen

aufgreifen. In der präkolumbischen Lebenswelt war dieser Mythos weit verbreitet. Der Jaguar wurde als Gott verehrt; seine Stärke, Geschicklichkeit und Mut waren Eigenschaften, die alle Krieger anstrebten. Die Menschen glaubten, dass der Jaguar zwischen den Flecken seines Fells das Geheimnis des Lebens und des Todes versteckte. Sie waren der Meinung, dass mit dem Aussterben des Jaguars auch der Mensch aussterben würde. Und sie haben sich nicht geirrt. Wir zerstören heute den Habitat des Jaguars und besiegeln vielleicht damit auch unser eigenes Schicksal.

Ein weiteres Symbol, das sich in meinem Gemälde wiederfindet, ist der Schmetterlingseffekt aus der Chaostheorie, der in der östlichen Philosophie sehr poetisch beschrieben wird: „Ein einfacher Flügel-

Abbildung Seite 68:

Der Urzustand: dichter Amazonas-Urwald in Brasilien.

Abbildung Seite 69:

Für die Agrarindustrie mit ihren Sojafeldern wird der Amazonasraum parzelliert – der frühere Regenwald gleicht einem Schachbrettmuster.

schlag eines Schmetterlings auf dieser Seite des Meeres kann einen Wirbelsturm auf der anderen Seite der Welt auslösen.“ Wir fliegen aber nicht nur wie ein Schmetterling, sondern zerstören vielmehr auch dessen Wälder, kontaminieren die Flüsse, ermorden die Ethnien, die schon seit Urzeiten friedlich mit Tausenden von Spezies zusammengelebt haben. Wir halten uns für die Herren des Universums, stehen aber kurz davor, vom Gewicht unseres eigenen Ehrgeizes erschlagen zu werden. Wir haben die Orientierung verloren. Aus den Felsmalereien der Ureinwohner des Chiribiquete in der Amazonasregion Kolumbiens können wir erkennen, dass Kunst ein wichtiger Bestandteil ihres alltäglichen Lebens war. Die Künstler waren Mitglieder der Gemeinschaft und lebten nicht isoliert. Sie jagten, sammelten Pflanzen, führten Dankrituale zur Ehre der Götter durch als wichtigen Teil ihres sozialen und kulturellen Lebens. Die Zeichnungen spiegeln ihre Leidenschaften und Ängste wider. Sie zeigen, woran sie glaubten und wofür sie brannten. Sie beweisen ihre tiefe Verbundenheit mit der Natur, den Mythen und Legenden, ihren großen Respekt vor der Mutter Erde, dem Mond und der Sonne, was einer Religion sehr ähnlich kam. Sie hatten auch Respekt vor dem Wald, den Gewässern und vor den Tier- und Pflanzenarten, mit denen sie zusammenlebten.

In seiner Enzyklika Laudato Si sagt Papst Franziskus, dass die Zerstörung des Amazonas gleichbedeutend ist mit der Beschädigung des großen gemeinsamen Hauses, das uns Gott anvertraut hat. Im



**„Am Amazonas zerstören wir die Wälder, kontaminieren die Flüsse, ermorden die Ethnien, die schon seit Urzeiten friedlich mit Tausenden von Spezies zusammengelebt haben.“
Freddy Sánchez, Künstler aus Medellín, Kolumbien**



Grunde genommen entspricht diese Sichtweise dem mystischen Denken des niederländischen Philosophen Baruch Spinoza, der die Christen dazu aufforderte, Gott nicht in den Tempeln, sondern in den Bergen und Tälern, den Meeren und Flüssen zu suchen, das heißt überall dort, wo Gott sich in all seiner Herrlichkeit zeigt. Und dies gilt auch für die Felsenmaler des Chiribiquete. Der Bruch zwischen dem Künstler von heute und seinem sozialen Umfeld erklärt

zum Teil die Entmenschlichung und den Sinnverlust in der heutigen Gesellschaft. Paradoxerweise erstarkt der Glaube ausgerechnet in dieser Hoffnungslosigkeit.

Daher setzen wir nun all unsere Hoffnung auf diesen tiefen Glauben in die Menschheit, in ihre Sehnsucht nach Leben und ihren Überlebensinstinkt.



„Der Respekt vor der Schöpfung ist eine Voraussetzung für Frieden“

Wie Adveniat mithilft, den Frieden zu gestalten
Ein Interview mit Thomas Wieland

„Unfrieden entsteht durch eine Politik, die auf Hass und Spaltung setzt, die die Durchlässigkeit der Gesellschaft unterbindet und Macht konzentriert“, sagt der Leiter der Projektabteilung von Adveniat, Thomas Wieland. Auf welche zentralen Handlungsfelder das Lateinamerika-Hilfswerk in seiner Friedensarbeit setzt, und warum ein friedvolles Leben in Lateinamerika nur im Einklang mit der Natur gelingen kann, erklärt der Religionspädagoge im Interview mit Carolin Kronenburg.

Viele Menschen in Lateinamerika und der Karibik träumen vom Frieden. Doch Mensch und Natur werden nach wie vor rücksichtslos ausgebeutet. Was sind die Hauptursachen für den Unfrieden, Herr Wieland?

Unfrieden ist eine Folge von Chancen- und Machtungleichheit, sein krasserster Ausdruck ist Gewalt. Diskriminierung erzeugt ihn, wenn Menschen nicht einem gesellschaftlichen Idealbild entsprechen: Indigene, Schwarze, Arme oder Homosexuelle. Unfrieden entsteht durch eine Politik, die auf Hass und Spaltung setzt, die die Durchlässigkeit der Gesellschaft unterbindet und Macht konzentriert. Unfrieden blüht, wo der Staat nicht präsent ist oder seine Organe in das organisierte Verbrechen verwickelt sind. Wir beobachten ihn, wo Mächtige sich Land und Wasserreservoirs aneignen und wo der Lebensraum von Menschen aufgrund der Ausbeutung von Rohstoffen zerstört wird.

Die Hauptursachen für Unfrieden hat unsere kolumbianische Partnerorganisation, die Nationale Versöhnungskommission unter Beteiligung von 15.000 Menschen in Mindestanforderungen für den Frieden gewendet. Dazu gehört

- die grundlegende Ausrichtung der Politik an Frieden und Versöhnung,

- der Zugang zu Rechten als Beitrag zu einer Politik der Rechtsgleichheit,
- eine umfassende Agrarreform, damit friedliches Zusammenleben auf dem Land möglich wird,
- der qualitativ gute und flächendeckende Zugang zu Bildung für alle, um die Gesellschaft durchlässiger zu machen,
- echte Demokratie und Transparenz bei der Verwendung öffentlicher Mittel, damit staatliche Instanzen glaubwürdig und dadurch gestärkt sind,
- der Aufbau des Landes aus seinen Regionen, die verschieden sind und nicht uniform,
- Nachhaltigkeit und Humanität im wirtschaftlichen Handeln und
- politische Beteiligung bei Entscheidungen, die alle betreffen.

Der Subkontinent gerät immer wieder an den Rand der weltpolitischen und entwicklungspolitischen Aufmerksamkeit. Warum versteht Adveniat seine Aufgabe auch darin, Lateinamerika in seiner Geschichte und Gegenwart von Gewalt zur Sprache zu bringen?

Auf Lateinamerika lastet eine lange Geschichte der Gewalt; die katholische Kirche stand hier keineswegs immer an der Seite der Friedfertigen. Die Gewalt hat sich in Lateinamerika verfestigt, was sich heute weniger in gewaltsamen Konflikten zwischen den Staaten als vielmehr in einer Gewalt der Staatsmacht gegen ihre Bevölkerung – wie beispielsweise in Venezuela oder Nicaragua – und innerhalb der Bevölkerung – wie beim organisierten Menschen-



handel in Brasilien oder beim Drogenkrieg in Mexiko – manifestiert. Unsere Projektpartner leben häufig in Regionen oder Stadtvierteln, deren Zusammenleben von Gewalt geprägt ist. Sie bitten uns um finanzielle Unterstützung und um Öffentlichkeit für ihre Arbeit in Deutschland. Das schützt sie. Adveniat muss deswegen in Lateinamerika an der Seite der Opfer stehen sowie an der Seite derjenigen, die versuchen, die Gewalt zu überwinden, und muss ihre Anliegen in Deutschland zur Sprache bringen.

Für die Verhandlungen mit den Farc-Rebellen hat Kolumbiens ehemaliger Präsident Juan Manuel Santos 2016 den Friedensnobelpreis bekommen. Doch trotz des Abkommens ist kein Frieden in Sicht. Hinzu kommt der nicht enden wollende Flüchtlingsstrom aus Venezuela. Baut sich dort eine regionale Krisenlandschaft auf?

Die Region ist ein Hotspot an Konflikten und internationalen Interessen. Sie ist strategisch wichtig aufgrund der größten Erdölvorkommen weltweit, wegen des Zugangs zum Amazonasraum, wo Gold, Eisen und Coltan zu finden sind, zum Golf von Mexiko und zum Pazifik. Hier wird der Rohstoffreichtum der Region zur Geißel für die Menschen.

Trotz der erneuten Zunahme der Gewalt in Kolumbien, distanziert sich die aktuelle kolumbianische Regierung vom Friedensabkommen mit der Farc-Guerilla und blockiert dessen Umsetzung. Die venezolanische Regierung hat das reichste Land Lateinamerikas in ein Desaster geführt, wo Lebensmittel und Medikamente Mangel-

ware sind und Sicherheit Luxus ist. Die Profiteure des Chaos sitzen im In- und Ausland, darunter Kämpferinnen und Kämpfer paramilitärischer Gruppen, der Drogenmafia und der Guerillas, die wiederum mit den venezolanischen Streitkräften in Verbindung stehen. Präsent sind auch chinesische Firmen, Vertreter der USA, arabischer Länder, des Irans und Russlands. Das ist ein internationales Krisenszenarium, das mich besorgt.

In diesem Kontext bewundere ich die Menschen dieser Länder Venezuela und Kolumbien für ihre Lebenshaltung. Etwa drei Millionen Venezolaner passierten die Grenze zu Kolumbien. Ich sah einige von Ihnen zu Fuß auf den Überlandstraßen. Ich staune über das Engagement der Kolumbianer für ihre venezolanischen Nachbarn mit Armenküchen und Unterkünften und stelle mir einen Zug nur einer Million Flüchtlinge durch Europa vor. Auf diese Menschen lohnt es, zu bauen, auch wenn das Krisenszenarium bedrohlich ist.

Abbildung Seite 71:
Friedensnobelpreisträger Manuel Santos mit Adveniat-Hauptgeschäftsführer Michael Heinz.

Mit der Einberufung der Amazonas-Synode durch Papst Franziskus und die Unterstützung der Fridays for Future-Bewegung durch die Kirchen gerät die Umweltfrage immer mehr in den Blick. Warum kann ein friedvolles Leben in Lateinamerika nur im Einklang mit der Natur gelingen?

Die Enzyklika *Laudato Si* von Papst Franziskus bringt es auf den Punkt: Der Schrei der Armen und der Schöpfung gehören zusammen. Die Armen sind die ersten, die unter der Zerstörung der Umwelt leiden. Ich denke an Kleinbauern am Osthang der Anden, denen immer häufiger Starkregen oder Trockenheit die Ernte zerstören. Mir fallen Fischer in Brasilien ein, die Fische aus Quecksilber verseuchten Flüssen holen. Ich denke an die Shuar in Ecuador, auf deren Land nach Erdöl gebohrt wird, obwohl die Behörden keine Bohrlizenz hätten vergeben dürfen. Mir fallen die Wampi in Nordperu ein, deren Protest gegen die Zerstörung ihres Lebensraumes gewaltsam niedergeschlagen wurde.

Doch gerade in diesen traditionellen Völkern und Gemeinschaften werden Wissen und Haltungen bewahrt, die die Natur und das soziale Gefüge schützen. Klar, auch unter ihnen gibt es Streit, Gewalt und Unterdrückung und gerade indigene Frauen organisieren sich, um Gleichberechtigung in ihren Gemeinschaften durchzusetzen. Doch belegen Studien, dass die Territorien, die offiziell indigenen Völkern zugeschrieben wurden, intakt bleiben. Der Respekt vor der Schöpfung ist eine Voraussetzung für Frieden.

Warum setzt sich Adveniat als pastorales Hilfswerk für die Friedensarbeit ein?

Das hat seinen Grund in der christlichen Botschaft. Gewalt zu überwinden und Frieden zu schaffen, ist Christen aufgegeben, denn als Christin und Christ sehen wir im anderen Menschen Christus. Friedensarbeit ist somit per se immer ein pastorales Handlungsfeld. Die katholische wie die evangelische Kirche haben nach dem Zweiten Weltkrieg eine Friedensethik entwickelt, die eine politische Friedensordnung zwischen Völkern und Staaten auf der Basis von Menschenrechten, dem Völkerrecht, funktionierenden internationalen Institutionen sowie einer effektiven internationalen Gerichtsbarkeit fordert. Strukturelle Ungerechtigkeiten müssen überwunden werden. Neben der Arbeit an politischen Strukturen, Institutionen und Mechanismen ist auch Barmherzigkeit gefragt, nämlich mit handfester Hilfe den Armen insbesondere den Opfern der Gewalt beizustehen.

Welches sind denn die zentralen Handlungsfelder für Adveniat, um eine Überwindung der Gewalt und ein Leben in Frieden zu ermöglichen?

Die Partnerorganisationen von Adveniat erheben ihre Stimme gegen die Ursachen gewaltsamer Konflikte: Nicht das Recht des Stärkeren darf dominieren; nicht nationalistische Partikularinteressen dürfen das Zusammenleben der Völker, Staaten und Natio-

nen bestimmen; nicht hingenommen werden dürfen politische wie ökonomische Ungerechtigkeiten innerhalb von und zwischen Staaten.

- Adveniat unterstützt Bildungs- und Medienarbeit, die Klarheit in diesen Fragen als Voraussetzung für friedliches Zusammenleben schaffen.

- Adveniat unterstützt Versöhnungsarbeit, denn ohne eine Aufarbeitung historischen Unrechts können Konflikte weiter schwelen und jederzeit wieder gewaltsam aufbrechen. Dabei kommen die Stimmen der Opfer zu Gehör.

- Adveniat unterstützt Einkommen schaffende Maßnahmen, denn ohne Arbeit und ohne Brot gibt es für die Armen kein Leben in Frieden.

- Adveniat unterstützt die Beteiligung der Menschen an der Amazonassynode und damit ihren Einsatz für die Bewahrung der Schöpfung im Kampf gegen die Gewalt, die der Erde angetan wird.

Warum sind weltweite Solidarität und verantwortliches Handeln auch hierzulande Grundvoraussetzung für den Frieden in Lateinamerika?

Dort, wo in Lateinamerika Unfrieden herrscht, liegen die Ursachen nicht unbedingt bei den Menschen dort, sondern sie hängen auch daran, dass wir in Deutschland dulden, dass Waffen hergestellt und verkauft werden, dass wir Güter konsumieren, die auf Kosten von Menschen in Lateinamerika entstanden sind, und dass der ökologische Fußabdruck eines Menschen im Norden die Wälder und Felder in Lateinamerika zertrampelt. Wir haben eine Verantwortung dafür, dass die Gründe für Unfrieden in Lateinamerika bei uns beseitigt werden.

So lohnt es sich die Menschen finanziell zu unterstützen, damit ihre Arbeit für friedliches Zusammenleben vor Ort gelingt. Es bedarf aber auch des globalen Bewusstseins und des politischen Engagements, denn alles hängt mit allem zusammen: Unser wie auch immer geartetes Handeln hier mit dem Leben der Menschen dort.

Abbildung Seite 73:

Bäuerin aus dem Volk der Tzeltal unterwegs in den Kaffeebergen von Chiapas, Mexiko.



Lesehinweise zum Thema

Kai Ambos, Ezequiel Malarino, Gisela Elsner (Hg.): *Justicia de transición*. Konrad Adenauer Stiftung Montevideo 2009, 130 Seiten.

Fabiola Arellano Cruz: *Politische Gewalt ausstellen. Nationale Erinnerungsmuseen in Chile und Peru*. Bielefeld 2018, 315 Seiten.

Hannes Bahrmann: *Nicaragua – Die privatisierte Revolution*. Berlin 2017, 240 Seiten.

Miguel E. Cárdenas Rivera. (Hg.): *La construcción del postconflicto en Colombia: enfoques desde la popularidad*. Bogotá 2003, 244 Seiten.

Cástor M. Díaz Barrado, Sagrario Morán Blanco, José Romero Serrano: *Los conflictos armados de Centroamérica*. Madrid 2010, 128 Seiten.

Dawid Danilo Bartelt: *Konflikt Natur. Ressourcenausbeutung in Lateinamerika*. Berlin 2017, 144 Seiten.

Tobias Debiel (Hg.): *Der zerbrechliche Frieden. Krisenregionen zwischen Staatsversagen, Gewalt und Entwicklung*. EINE Welt – Texte der Stiftung Entwicklung und Frieden, Band 13, Bonn 2002, 328 Seiten.

Ernst Halbmayer, Sylvia Karl (Hg.): *Die erinnerte Gewalt. Postkonfliktdynamiken in Lateinamerika*. Bielefeld 2012, 336 Seiten.

Werner Hörtner: *Kolumbien am Scheideweg. Ein Land zwischen Krieg und Frieden*. Zürich 2013, 296 Seiten.

Thomas Hoppe (Hg.): *Friedensethik und internationale Politik. Problemanalysen – Lösungsansätze – Handlungsperspektiven*. Forum Weltkirche: Entwicklung und Frieden, Band 9, Mainz 2000, 187 Seiten.

Anne Huffschmid, Wolf-Dieter Vogel, Nana Heidhues, Michael Krämer (Hg.): *TerrorZones. Gewalt und Gegenwehr in Lateinamerika*, Berlin und Hamburg 2015, 256 Seiten.

Robert Lessmann: *Der Drogenkrieg in den Anden*. Berlin 2015, 412 Seiten.

Sabine Kurtenbach (Hg.): *Kolumbien zwischen Gewalteskalation und Friedenssuche. Möglichkeiten und Grenzen der Einflussnahme externer Akteure*. Frankfurt am Main 2001, 253 Seiten.

Stefan Peters: *Sozialismus des 21. Jahrhunderts in Venezuela*. Stuttgart 2019, 248 Seiten.

Angelika Rettberg, Daniel Quiroga: *Kolumbien – der Kongress und die Friedensverhandlungen*. In: Giga Focus 6/2014.

Angelika Rettberg: *La construcción de paz bajo la lupa: una revisión de la actividad y de la literatura académica internacional*. Estudios Políticos, 42, 2013 (hg. vom Instituto de Estudios Políticos der Universidad de Antioquia), Seiten 15 – 38.

Bernhard Rinke, Christiane Lammers, Reinhard Meyers, Georg Simonis (Hg.): *Interventionen Revisited. Friedensethik und Humanitäre Interventionen*. Wiesbaden 2014, 343 Seiten.

Ricardo Rojas Parra: *Soluciones económicas para los desplazados en Colombia*. Konrad-Adenauer-Stiftung, Bogotá 2003, 111 Seiten.

Robinson Salazar Pérez: *América Latina: Conflicto, violencia y paz en el siglo XXI*. Buenos Aires 2003, 468 Seiten

Andrés Serbin (Hg.): *Paz, conflicto y sociedad civil en América Latina y el Caribe*. Colección Pensamiento Propio, Barcelona, Ottawa, Buenos Aires 2007, 403 Seiten.

Raul Zelik: *Die kolumbianischen Paramilitärs. „Regieren ohne Staat?“ oder terroristische Formen der Inneren Sicherheit*. Münster 2009, 352 Seiten.

Heidrun Zinecker: *Gewalt im Frieden. Formen und Ursachen der Nachkriegsgewalt in Guatemala*. Frankfurt am Main, HSFK-Report 8/2006, 40 Seiten.

Heidrun Zinecker: *Drogenökonomie und Gewalt. Das Beispiel Kolumbien*. Frankfurt am Main, HSFK-Report 5/2004, 41 Seiten.

Impressum

Herausgeber: Bischöfliche Aktion Adveniat e.V.
Abteilung Öffentlichkeitsarbeit
Leiter: Christian Frevel

Fotos:

Martin Steffen: Titel, S.3, S.7, S.10-19, S. 27, S.38-43, S.38-43, S.48-61.

Florian Kopp: S.21, S. 28-35.

Achim Pohl: S.9, S.36.

Jürgen Escher: S.5, S.45, S.47, S.68, S. 71, S. 73.

Tobias Käufer: S.62-65, S.69 (oben).

Jörg Denzer: S.67.

André Schmidt: S. 24.

Agentur Alamy: S.69 (unten).

Redaktion: Christian Frevel

Fotoredaktion: Jürgen Escher

Layout, DTP: Jürgen Escher, Herford

Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn

Anschrift der Redaktion:

Gildehofstraße 2, D-45127 Essen

Telefon: 0201/1756-0

Telefax: 0201/1756-111

E-Mail: info@adveniat.de

www.adveniat.de

Spenden für Adveniat:

IBAN: DE03 3606 0295 0000 0173 45

BIC: GENODED1BBE

ISBN: 978-3-9816913-6-8

Bestellnummer: KH 41

© Adveniat 2019

Die Autoren

Dr. Martina Fornet-Ponse arbeitet als Grundsatzreferentin sowie als Referentin in der Bildungsabteilung des Lateinamerika-Hilfswerks Adveniat.

Tobias Käufer lebt und arbeitet als freier Journalist und Korrespondent verschiedener deutscher Medien in Bogotá und Rio de Janeiro.

Carolin Kronenburg ist seit 2010 Pressesprecherin des Lateinamerika-Hilfswerks Adveniat.

José Gregorio Díaz Mirabal ist seit 2018 Generalkoordinator des Kongresses der Indigenen-Organisationen des Amazonasraums (COICA). Er ist Angehöriger des Volkes der Kurripako, das im venezolanischen Amazonasgebiet lebt.

Freddy Sánchez Cabellero arbeitet als Maler, Dichter und Universitätslehrer in Medellín, Kolumbien.

Dr. Hannes Warnecke-Berger arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachgebiet für Internationale und Intergesellschaftliche Beziehungen der Universität Kassel. Für seine Promotion über das Thema der Gewalt führten ihn längere Forschungsaufenthalte nach Zentralamerika und in die Karibik.

Christina Weise arbeitet als freie Journalistin und Übersetzerin in Köln.

Sandra Weiss lebt in Puebla, Mexiko, und arbeitet als Korrespondentin aus Lateinamerika für verschiedene Zeitungen, Zeitschriften und Hilfswerke.

Thomas Wieland arbeitet seit 2003 beim Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat und ist dort Leiter der Abteilung Projekte.

KONTINENT DER HOFFNUNG

Den Frieden gestalten

Alternativen in Lateinamerika

Für viele Menschen in Lateinamerika und der Karibik ist ein Leben in Frieden nicht möglich. Ihr Alltag und ihre Lebenssituationen sind von Unfrieden gekennzeichnet.

An vielen Stellen wird die Umwelt ohne Rücksicht auf die Folgen ausgebeutet und damit nicht nur den indigenen Völkern die Lebensgrundlage entzogen. Immer noch leben fast ein Drittel der Menschen Lateinamerikas in Armut. Darüber hinaus sind die Menschen des Kontinents von akuter konkreter und struktureller Gewalt bedroht. Die zahlreichen Bürgerkriege haben ihre Spuren hinterlassen, Drogen- und Menschenhandel prägen die Gesellschaften, und neun der zehn gefährlichsten Städte der Welt lagen 2016 in Lateinamerika. Ein wichtiger Faktor für den Unfrieden sind die sehr ungleichen Besitzverhältnisse: Wenigen gehört viel und Viele besitzen fast nichts. Die Kirche ist in Lateinamerika mit ihrer vorrangigen Option für die Armen Hoffnungsträgerin für die Menschen. Sie sorgt sich um die Bewahrung der Schöpfung, ermöglicht Wege aus Armut und Perspektivlosigkeit, setzt sich gegen Gewalt und ungerechte Strukturen ein, kämpft für eine gerechte Verteilung von Besitz und Reichtum und engagiert sich nicht zuletzt für die vorurteilsfreie Anerkennung der Menschenwürde jedes und jeder Einzelnen, damit Menschen in Frieden leben können.

Dieses Heft aus der Reihe „Kontinent der Hoffnung“ analysiert die Situation des Unfriedens und zeigt alternative Wege zu einem friedvolleren Leben auf. Fachleute aus verschiedenen Ländern erklären Zusammenhänge, und journalistische Reportagen schildern konkrete Beispiele dieser Alternativen wie auch Wege zum Frieden.

ISBN: 978-3-9816913-6-8

